

Münchner Feuilleton

KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE

JULI · NR. 98 · 04.07.2020 – 31.07.2020 · Schutzgebühr: 3,50 Euro · www.muenchner-feuilleton.de

KULTURMORD AUS DESINTERESSE

Schließen ist
einfach, Eröffnen schwer.
Die Kultur, wie sie war,
ist am Ende. Hungertuch trifft
Balkonapplaus, Verzweiflung
trifft Restoptimismus.
Die kommenden Wochen
werden die spannendsten
der Republik.

Was wäre die Stadt ohne dieses Brüderpaar? Sabine Leucht befragt Christian und Michael Stückl, wie sie mit der aktuellen Situation umgehen (S. 2–3) || **Baugrubenkampf:** Rupert Sommer fragte nach, wann es mit dem Konzertsaal im Werksviertel weitergeht. Da wackelt so einiges (S. 5) || **Theater der Verstörung:** Gabriella Lorenz traf Matthias Lilienthal am Ende seiner Kammerspiel-Intendanz (S. 8) || **Ab nach Polling!** Da muss man wegen der 121 Säulen hin, sagt Erika Wäcker-Babnik (S. 13) || **Am seidenen Faden:** Joachim Goetz staunt über Tapissereien und lauscht dem Dialog zwischen historischen Quilts und zeitgenössischer Kunst (S. 14) || **Männer leben, Frauen überleben:** Thomas Lassonczyk sprach mit Christian Petzold über Kinosehnsucht, James Bond und uneitles Filmemachen (S. 17) || **Cops im Kreuzfeuer:** Sofia Glasl betrachtet, wie die Beziehung zur Polizei im Film verhandelt wird (S. 20) || **Offen für neue Perspektiven:** Gisela Fichtl hat 21 Tipps für die Ferienlektüre gesammelt (S. 26–31) **und wie immer:** jede Menge Kritiken, Interviews und Hintergrundberichte aus Film, Musik, Literatur, Kunst, Tanz und Bühne || **Impressum** (S. 19)



Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de



Schöne neue Kulturwelt: Sabine Leucht stellt viele Fragen ...

Schon verrückt

Ein Spitzengespräch über Kulturarbeit, nicht nur zu Corona-Zeiten.

Eigentlich muss man den Brüdern nur ein Mikrofon hinstellen und am Ende das Gesagte zwischen sehr, sehr vielen Lachern herausfiltern. Und etwas kürzen, damit die Seiten nicht vor Opulenz überlaufen. Christian Stückl, Jahrgang 1961, ist seit 18 Jahren Intendant des Münchner Volkstheaters und seit 1987 Oberspielleiter der Passionsspiele in Oberammergau. Sein Bruder Michael, fünf Jahre jünger, ist Arzt und verdient sein Geld als Medizincontroller im Bereich Krankenhaus-IT. Außerdem ist er seit mehr als 30 Jahren im Verein und Vorstand des Förderkreises Jazz und Malerei München e.V. aktiv, der den Jazzclub Unterfahrt betreibt, – und dessen Programmleiter.

Was haben ein Jazzclub und ein Stadttheater in diesen Tagen gemeinsam?

Christian Stückl: Dass man damit beschäftigt ist zu überlegen, wie man mit der Situation umgeht und welche Lösungen man für sie findet.

Das verordnete Nichtstun macht also richtig Arbeit?

Michael Stückl: Tatsächlich viel mehr als der tägliche Konzertbetrieb. Der ist eingespielt, das Team beschäftigt, die Maschinerie läuft. Im Moment machen wir ein bis zwei Mal die Woche Konzert-Livestreams ohne Publikum, und die Routine ist dahin. Die Unterfahrt hat seit einem Jahr den Slogan »it's new every time!«, der sich eigentlich auf die Einmaligkeit jedes Live-Konzertlebnisses bezieht. Jetzt kann man ihn eher so lesen, dass jeder Tag eine neue Herausforderung bringt.

Zum Beispiel für die Bläser. Jetzt müssen sie offiziell nur noch zwei Meter Abstand zum Publikum halten, anfangs waren es zwölf.

Michael: Und zwischenzeitlich drei. Unser Raum misst von Wand zu Wand 10 Meter 34, davon nimmt allein schon die Bühne drei Meter weg – und der Bläser steht ja vorne. Schon mit einer Abstandsregelung von drei Metern ist die Hälfte des Clubs nicht mehr mit Publikum zu belegen.

Christian: Dass die Luft durch ein Instrument 12 Meter nach vorne geblasen wird, ist überhaupt eine sehr kindische Vorstellung, die aber von den Unfallversicherern kam. Da kann der Staat wenig machen. Gerade bei einer Trompete ist ja der Weg der Luft im Instrument schon weit. Aber das hat die Studie bei den Bamberger Symphonikern ja inzwischen relativiert.

Ergeben sich dadurch für den Club neue Möglichkeiten?

Michael: In irgendeiner Form werden wir demnächst öffnen, öffnen müssen, aber unser Modell ist eigentlich, dass der Club immer brechend voll ist. Die Stimmung ist viel von dem, was die Unterfahrt ausmacht, und die werden wir noch eine ganze Weile nicht sinnvoll haben können. Wir haben ja ein sehr gemischtes Publikum – ganz ähnlich wie Christian. Ein paar Vereinsmitglieder über 85 haben sich jetzt abgemeldet, weil sie nicht mehr daran glauben, dass sie noch jemals in den Club kommen können angesichts der Risiken. Andererseits sind gerade auch einige ganz Junge dazugekommen. Deshalb experimentieren wir jetzt mit Videoübertragungen, damit wir, auch wenn wir wieder für Publikum öffnen, eine kombinierte Form der Konzertvermittlung anbieten können.

Daraus kann sich ja fast eine eigene Kunstform entwickeln.

Christian: Dabei werde ich nicht mithelfen. Das bin nicht ich.

Ich finde es gruselig, wenn das Haus leer ist. Ich bin schon froh, wenn ihr zwei da seid.

Die Volkstheater-Pressekonferenz Anfang Mai war für mich das beherzteste Bekenntnis zum Spiel- und zum Begegnungsort Theater überhaupt. Und im Nachhinein fast prophetisch, weil vieles von dem, was ihr damals umsetzen wolltet, jetzt Regelwerk ist. Wie ist es danach weitergegangen?

Christian: Eigentlich haben es alle goutiert, dass man was probiert. Ich bin zum Kultusminister Sibler gegangen und der hat gesagt: Deine Idee darfst du im Moment noch nicht umsetzen, aber wenn du Mitte Juni wieder loslegst, wird es wahrscheinlich erlaubt sein. Und so ist es gekommen. Wir haben ausgemessen, dass wir 110 Leute in unseren Zuschauerraum reinbringen, und 100 sind jetzt erlaubt.

Eine Idee war, den Sommerurlaub vorzuziehen und dafür schon im Sommer statt im Herbst in die neue Spielzeit zu starten. Ihr seid seit Mitte Juni wieder im Haus. Läuft alles so wie gedacht?

Christian: Das Schließen war relativ leicht, das Öffnen ist viel schwieriger. Man kann ja nicht einfach losspielen. Wir haben unsere Stücke durchgeschaut und nur »Felix Krull« und »Warten auf Godot« gehorchen den Abstandsregeln. »Amsterdam« könnte man vielleicht uminszenieren. Aber da sind wir schon am Ende. Deshalb proben wir jetzt bis Mitte August fünf coronataugliche Produktionen neu und zeigen sie ab 24. Juli im Wochentakt.

Welche? Noam Brusilovskys »Gehörlosen-Hörspiel« stand ja schon kurz vor der Uraufführung?

Christian: Ja, das war fertig geprobt und wird im September unsere sechste Premiere. Noam muss nur von der kleinen Bühne auf die große Bühne umziehen und sich Bühnentechnik mit dem neuen Raum arrangieren. Ansonsten mache ich »Goldberg-Variationen« von Tabori, Mirjam Loibl Kafkas »Der Bau«, Simon Solberg »Indien« von Josef Hader, Sapir »Das hässliche Universum« von Laura Naumann und Abdullah Karaca macht einen Ingeborg-Bachmann-Text, der »Probleme Probleme« heißt.

Passend!

Christian: Ja, wir haben gemerkt, dass wir gar nicht auf gleichzeitige Proben vorbereitet sind und haben Räume von anderen Theatern angemietet, die dann in Urlaub sind. Wir müssen unsere Teams komplett auseinanderhalten, damit die anderen weiterproben können, wenn in einem Team ein Coronafall auftritt. Das sind riesige Herausforderungen.



... die Michael und Christian Stückl enthusiastisch und mit dem Humor der Überzeugungstäter beantworten, derweil im Saal des Volkstheaters die Reihen abmontiert werden | Fotos: Ralf Dombrowski

Vor allem für hitzigere Temperamente.

Also ich kann das gar nicht. Ich laufe als Regisseur gerne auf die Bühne, pack den Schauspieler am Krawattl und zieh ihn umeinander. Ich werde mich neu erfinden müssen als Regisseur auf Distanz.

Sind die Regelungen und Verordnungen für euch immer nachvollziehbar?

Manches ist verrückt. Gestern sehe ich in den Nachrichten, dass die Flixbusse wieder fahren dürfen. Wir bauen im Theater jede zweite Sitzreihe und zudem noch drei von vier Sitzen aus. Da fühlt man sich total verloren und steigt dann in einen vollgepackten Flixbus nach Hamburg ein.

Michael: Ich habe auch schon darüber nachgedacht, wo es jetzt heißt, dass im Flugzeug wegen der Luftzirkulation das Ansteckungsrisiko so gering sei: Vielleicht sollte man Jazzkonzerte in ausrangierten Flugzeugen machen.

Macht die Krise auch kreativ?

Christian: Also, ich hatte in der Krise wieder mehr Ideen beim Kochen. Und man kommt ein bisschen aus seinem durchgetakteten Trott raus. Aber de facto ist es ein Verlust: Wir verlieren den Kontakt zum Publikum, zu den Schauspielern und zueinander.

Dazu kommen die Reiseeinschränkungen, die die Arbeit mit Gästen verunmöglichen. Was bedeutet das für die Unterfahrt?

Michael: Da wir ja viele Gäste haben, normalerweise 60 Prozent internationale, etwa 30 Prozent allein aus Amerika, kann man gar nichts planen. Die Termine, die wir auf den Herbst verschoben haben, werden wohl bald ins nächste Jahr wandern. Vielleicht wird mit europäischen Musikern langsam wieder etwas gehen. Aber das, was wir eigentlich wollen: den zeitgenössischen Jazz aus der ganzen Welt bei uns präsentieren, das geht im Moment nicht.

Christian: Und das ist schon ein Verlust. Die Kunst lebt ja vom Austausch.

Und von der Nähe.

Michael: Ja, die tollsten Erlebnisse bei uns waren Künstler, die sonst in Riesenhallen spielen, wo sie diesen direkten Kontakt zum Publikum nicht haben. Ich denke an Monty Alexander, der eigentlich Philharmonien füllt. Ich habe selten einen glücklicheren Musiker bei uns im Club gesehen als ihn. Es ist einfach was anderes, wenn der Laden voll ist. Deshalb habe ich damit angefangen, Konzerte zu machen, und nie mehr damit aufgehört.

Das war in Oberammergau Anfang der Achtzigerjahre, wo ein 16-Jähriger die Chuzpe hatte, Jazzgrößen in den Gemeinde-

saal einzuladen, in dem der große Bruder seine ersten Inszenierungen gemacht hat.

Christian: Ich habe in der Rose, dem Wirtshaus unserer Eltern, Theater gemacht und Michael Konzerte. Später dann im Pfarrsaal, weil der größer war. Das war schon lustig mit uns: Wir hatten früher ein gemeinsames Schlafzimmer und einen sehr unterschiedlichen Musikgeschmack. Ich habe immer Bach aufgelegt. Wir hatten mal verabredet, dass der seine Musik auflegen darf, der als Erster aufwacht. Ich glaube, manchmal waren wir um vier Uhr wach.

Michael: Im völligen Tiefschlaf ging plötzlich Christians Arm raus, hat den Arm vom Plattenspieler genommen und losgelassen. Furchtbar sah das aus!

Im Sommer soll es draußen im Volkstheater-Garten Konzerte geben. Werdet ihr da zusammenarbeiten?

Christian: Die Verantwortlichen für den Musikbereich sind der Herr Mayet und die Frau Demuschewski. Da müssen sich die mal zusammenhocken. Wir haben da keinerlei Berührungspunkte mehr.

Wie habt ihr beide den zweiten Ausfall der Passionsspiele nach 1920 verkraftet, in die ihr ja unterschiedlich stark involviert gewesen seid?

Christian: Du hast es verkraftet, glaub ich!

Michael: Stimmt. Obwohl es hart war; ich habe das erste Mal in meinem Leben eine Kündigung bekommen.

Christian: Wir haben tatsächlich 2000 Schauspielern betriebsbedingt kündigen müssen. Die haben alle einen Arbeitsvertrag. Und was meine inneren Verluste betrifft: Ich inszeniere jetzt »Goldberg-Variationen«. Es wird also bald eine Kreuzigung hier im Volkstheater-Garten geben.

Wie lange verkraftet ein eher kleiner Club wie die Unterfahrt die Schließung finanziell?

Michael: Wir bekommen Spielstättenförderung von der Stadt – natürlich in einer anderen Dimension als das Volkstheater, es ist aber einigermaßen sicher für die festen Mitarbeiter. Und der Verein hat mittlerweile 1450 Mitglieder, deren Beiträge die Grundkosten tragen. Das hilft, aber die Künstler sind schlimm dran. Wir haben jedenfalls niemandem abgesagt. Wer gekommen wäre, hätte gespielt – auch ohne Publikum. So haben wir es auch mit Münchner und regionalen Künstlern gemacht: Wer spielen wollte, hat einen Livestream-Gig bekommen und die seit ein paar Jahren übliche Grundgage, plus Spenden von den Zuschauern im Internet.

Das ist ja schön, dann sollte man das öfter machen.

Michael: Deshalb denk ich auch über eine Hybridlösung nach. Jazzclubs mit täglichem Programm unserer Ausrichtung gibt es vielleicht fünf in Europa. Also würde es Sinn machen, mit Aufzeichnungen auch weiterhin ein internationales Publikum anzusprechen. Bei unseren Streams sind meistens 200 bis 500 Leute zugeschaltet.

Du selbst machst das ganze Nachdenken, Organisieren und Programmieren ehrenamtlich?

Michael: Ich habe das über dreißig Jahre lang ehrenamtlich gemacht, seit Februar bekomme ich ein Honorar. 2008, bei unserem 30-jährigen Jubiläum, hat man mich gefragt, was ich mir wünsche, und da hab ich gesagt: dass ich den Tontechniker irgendwann bezahlen kann.

Der Stadt brechen gerade ihre Einnahmen weg. Ich habe unlängst Matthias Lilienthal getroffen, der ausgerechnet hat, dass die 6,5 Prozent Einsparungen, die das Kulturreferat auf die einzelnen Kulturbereiche umlegen muss, plus die auch noch im nächsten Jahr zu erwartenden Einnahmeausfälle durch weniger Publikum seiner Nachfolgerin an den Kammerspielen einen Spielbetrieb faktisch unmöglich machen. Beim Volkstheater stehen auch noch der Neubau und die Aufstockung des Personals an. Christian, wie siehst du in die Zukunft?

Christian: Das neue Haus wird so viel größer, dass wir ursprünglich 50 zusätzliche Mitarbeiter genehmigt bekommen haben. Jetzt meint der Kämmerer, dass nur 20 Prozent der genehmigten neuen Stellen auch besetzt werden dürfen. Als Intendant sage ich: Man muss sich auf Zusagen verlassen können und mit nur zehn neuen Leuten können wir den Laden nicht führen. Und trotzdem: Wenn wir subventionierten Institutionen klagen und sagen, es ist keine Kunst mehr möglich, finde ich das übertrieben. Die dritte in unserer Familie ist unsere Schwester, die ein Wirtshaus hat, und da war der Einschnitt durch die Krise auch extrem hart. Wir sind ja nicht alleine. Da draußen sind so viele, die nicht durch Subventionen abgesichert sind. Wir müssen meiner Meinung nach viel mehr Angst davor haben, dass die kulturelle Vielfalt verloren – und die freie Szene kaputtgeht. Das ist mir ganz wichtig, dass die auch noch Geld bekommt. Natürlich müssen wir uns dagegen wehren – und da stehe ich hinter Lilienthals Aussage – dass bei der Kultur, – ganz egal wo, – als Erstes gespart wird. Da gibt es wirklich was zu verteidigen, und das müssen wir auch tun. Aber wir brauchen auch untereinander mehr Solidarität und weniger Klagen. Also: Zufrieden sein und schauen, dass die anderen auch noch leben können! ||

Ende Gelände

Barrierefreiheit in der realen Welt ist eine Illusion. Das Internet ist kaum besser.

DIRK WAGNER

Obwohl das Nationaltheater in München zu den weltweit größten Opernhäusern zählt, darf man bei manchen Vorstellungen von Glück reden, wenn man eine der 2100 Eintrittskarten erwerben konnte. Doch wie viel glücklicher muss sich der Mensch fühlen, der einen der vier dort eingerichteten Rollstuhlfahrerplätze einnehmen darf? Zwei davon befinden sich auf der linken und auf der rechten Seite der 19. Reihe im Parkett. Empfehlungen, nach denen die besten Plätze in Bezug auf Sicht und Akustik auf dem Balkon zu finden sind, können Rollstuhlfahrer getrost ignorieren. Denn selbst wenn sie bereit wären, sich auf einen regulären Stuhl umsetzen zu lassen, während ihr Rollstuhl neben dem Eingang abgestellt würde, ist ihnen so viel Aktionismus nicht gestattet. Das erfuhr beispielsweise auch Erwin Aljukic. »Ich habe keine Wahlmöglichkeit, von wo aus ich die Oper sehen will. Dabei könnte ich mich auf dem Balkon locker auf einen Stuhl rübersetzen«, sagt der aus der Serie »Marienhof« bekannte Schauspieler, der wegen Glasknochen auf einen Rollstuhl angewiesen ist. Damit hat er zugleich die Chance verwirkt, die Oper in Begleitung zu genießen. Zumindest, wenn ein gemeinsamer Genuss so vorbereitet wird, dass man während der Aufführung nebeneinandersitzt. Die Plätze für Begleitungen, seien es Assistenten, die den Menschen mit Behinderungen beruflich beistehen, oder Freunde, Ehepartner oder ein Rendezvous, befinden sich nämlich nicht unmittelbar neben dem Rollstuhlfahrer.

»Dass ein Mensch mit einer Behinderung vielleicht auch ein soziales Wesen ist und Freunde hat, die womöglich nicht behindert sind und mit denen man beim Besuch des Kinos oder Theaters auch zusammensitzen möchte, wird häufig gar nicht wahrgenommen«, bemängelt Oswald Utz, der Behindertenbeauftragte der Landeshauptstadt. Möglicherweise spiegelt es aber auch nur die Stellung von Menschen mit Behinderungen in dieser Gesellschaft, wenn zum Beispiel im Olympiastadion, das gut 69 000 Zuschauer fasst, nur hundert Rollstuhlfahrerplätze vorgesehen sind. Wie auch in der benachbarten Olympiahalle sind diese nicht nur fernab des Bühnengeschehens, sondern auch deutlich getrennt von den anderen Zuschauern. Das fröhliche Treiben in der Olympiahallen-Arena können Rollstuhlfahrer darum nur von ganz oben mit einem Opernglas verfolgen. »Wegen des Brandschutzes«, erläutert Utz mit Tendenz zur Wut im Bauch: »Wir müssen tatsächlich aufpassen, dass wir am Ende nicht vom Brandschutz regiert werden!« Zwar sind Sicherheitsvorkehrungen wichtig. Warum es aber möglich ist, für den Bühnenaufbau mit Sattel-schleppern in die Arena der Olympiahalle zu fahren, rollstuhltaugliche Notausgänge dort aber nicht eingerichtet werden können, ist ein Rätsel. Ebenso, wie selten die ohnehin viel zu rar gesäten Behindertentoiletten ihrem Versprechen gerecht werden und zum Beispiel auch einen Wickeltisch bereitstellen. Zumeist sind Toiletten für Rollstuhlfahrer ohnehin nicht zugänglich. Der im Rollstuhl sitzende DJ Oliver Ruppel musste darum zum Pinkeln schon mal den Club verlassen, in dem er auflegte, um im Hof daneben seine Notdurft zu verrichten. Breite Türen, geräumige Sanitäranlagen, Rampen, zugängliche Aufzüge gehören im Unterschied zum Brandschutz nicht zum Alltag. Oder zum Nachtleben.

Aber vielleicht ändert sich ja was, jetzt wo im Anschluss an das Virus öffentliche und geschlossene Räume sanktioniert werden. Zauberwort Livestreams, Traumraum Internet, mit Konzerten und Events am Bildschirm. Schön und einfach und gleich ist die Welt der Klicks, manche vermuten darin endlich eine barrierefreie Kulturvermittlung. Pustekuchen. Bandbreiten machen Probleme, die Bedienung von Endgeräten ist oft weder einfach noch so kostenlos, wie sie zu sein vorgibt. Wenn man denn überhaupt eines dieser technischen Spielzeuge hat, die abseits des Mäusekinos im Mobiltelefon wenigstens ein wenig ästhetischen Genuss versprechen. Die reale Barriere ist vielleicht nicht ganz so relevant, die virtuelle wird dafür hochgezogen. Wieder abseits, diesmal nicht mehr nur für Leute mit körperlicher Behinderung, sondern auch für alle, zu deren Leben Digitales, Virtuelles nicht als Alltag gehört. Eine wirkliche Teilhabe an Kultur ist nicht gegeben, wenn man sie abseits sitzend zur Kenntnis nehmen darf. »Prinzipiell fehlt uns in Deutschland eine gesetzliche Grundlage, wo Dienstleister zur Barrierefreiheit verpflichtet werden«, stellt darum der Münchner Behindertenbeauftragte Oswald Utz fest. Die Wirtschaft mauert, meint er weiter, »und der Gesetzgeber traut sich nicht.«

Dabei gibt es bereits technische Lösungen. Etwa die App GRETA, über die sich die blinde Bassistin Anne Deschner bei ihren Kinobesuchen Audiodeskriptionen auf ihr eigenes Smartphone holt, die sie mit Kopfhörern hört. Allerdings entscheiden nicht die Kinobetreiber, sondern die Filmverleiher und Produzenten, zu welchen Filmen es Audiodeskriptionen für Blinde oder Untertitel für Gehörlose gibt, und ob diese auch von der bewährten App angeboten werden. »100 Prozent Untertitel gibt es in Deutschland noch nicht. Andere Länder haben das längst umgesetzt. Deshalb ist Netflix so erfolgreich«, sagt dazu die taube Tänzerin und Schauspielerin Cassandra Wedel, die nicht nur mehr Untertitel oder Übertitelungen fordert, wie sie bei fremdsprachigen Produktionen in Theater und Kino auch für Hörende angeboten werden. Sie fordert eine Gesellschaft, in der Gehörlose von Anfang an integriert sind. Dazu bräuchte es nicht nur mehr Gebärdendolmetscher, sondern auch Lehrer in der Schule, die die Gebärdensprache können. Und ein gesellschaftliches Bewusstsein, das Menschen mit Behinderungen nicht nur eine von vermeintlich Nichtbehinderten geschaffene Kultur vermittelt, sondern sie aktiv am



Toiletten können in der realen Welt zum Hindernis werden. Im Digitalen genügt schon ein altes Handy | © Ralf Dombrowski

Schaffensprozess beteiligt. »Auch Gehörlose brauchen ihre Stars und Vorbilder. Doch wir sind im kulturellen Leben überwiegend außen vor, weil das meiste gesprochen wird«, sagt Wedel. Entsprechend fordert sie, dass in Kulturveranstaltungen viel öfter mit Gehörlosen gearbeitet werden sollte, die eine andere Perspektive mitbringen und letztlich auch die Bedürfnisse der anderen viel besser kennen. Eine Forderung, die für alle Formen von Behinderung gilt. Jeder Mensch ist außerdem nur einen Unfall von der eigenen Behinderung entfernt. Und alt werden die meisten. Spätestens dann erleben auch sie plötzlich die Barrieren. Im Alltag, im Konzert, im Internet. ||

MEHR INFORMATIONEN:

<https://www.behindertenbeirat-muenchen.de>

Tristesse am Bauzaun

Der lange geplante Konzertsaal für Klassikfreunde steht plötzlich wieder im Zentrum einer hitzigen Debatte.

RUPERT SOMMER

Corona kostet Nerven. Und Geld. Noch ist vor den ersten Steuer-(Ausfall-)Schätzungen und Kassenstürzen noch gar nicht abzusehen, wie groß die von der Krise gerissenen Löcher konkret sein werden. Und doch haben die Verteilungskämpfe am Abgrund längst eingesetzt. Besonders trübe sieht es aktuell im Werksviertel aus, wo das Riesenrad einen bangen Blick über die Brachfläche erlaubt. Von oben schaut man über den Bauzaun – in ein Nichts. Frühestens im Jahr 2025 soll sich dort bekanntlich der neue Münchner Konzertsaal für die ortsansässigen Orchester mit Weltruhmanspruch – allen voran das Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks – als lichtdurchfluteter Kubus in die Ostbahnhof-Lüfte erheben. Den entsprechenden Architekturwettbewerb hatten, wie im Oktober 2018 offiziell wurde, die Bregenzer Architekten Andreas Cukrowicz und Anton Nachbauer-Sturm gewonnen. Der Zuschlag für die Akustikgestaltung ging an den weltweit anerkannten Experten Tateo Nakajima, der in der Fachwelt vor allem für seine »Nachhallkammern« geschätzt wird.

Soweit die Planung. Dass es auf dem Gelände eines hoffentlich nicht mehr ganz fernem Tages zum Spatenstich kommen würde, stand längst fest. Immerhin trocknet seit Ende 2015 die Tinte auf einem Erbpachtvertrag zwischen dem Grundstückseigentümer Werner Eckart und dem Freistaat. Doch dann kam Corona und neue wie alte Baugrubenkämpfe flammten wieder auf. Den Anstoß gab der ehemalige CSU-Justizminister Winfried Bausback, der Mitglied im Ausschuss für Wissenschaft und Kunst im Landtag ist. Angesichts der zu erwartenden hohen Kosten für die Corona-Bewältigung steht das einstige Prestigeobjekt, das unter dem Ministerpräsidenten Horst Seehofer verabschiedet wurde, nun wieder auf der Debattenliste. Und die Aussichten für den »Leuchtturm« verdüstern sich täglich. Kurios dabei: Bausback saß ja einst selbst im sogenannten Seehofer-II-Kabinett. »Der Freistaat Bayern und Deutschland insgesamt nehmen hohe neue Schulden auf, damit unsere Gesellschaft möglichst gut durch die Krise kommt. Aber Schulden müssen irgendwann einmal zurückgezahlt werden, und in der Krise ist es wichtig, mit allen Geldern – geliehen oder regulär vereinnahmt – die richtigen Schwerpunkte zu setzen«, sagt Bausback nun auf Nachfrage des »Münchner Feuilletons«. »Deshalb müssen Projekte, die in einem frühen Stadium sind, auf die Schwerpunktsetzung und ihre Durchführbarkeit in der konkreten aktuellen Situation neu bewertet werden. Dazu gehört meines Erachtens auch das geplante Konzerthaus in München mit seinem hohen Kostenbedarf. Gegebenenfalls muss hier, was Umfang und zeitliche Perspektive angeht, in der Tat neu gedacht werden.«

Ein bisschen schieben

Doch beim »Neu-Denken« für ein Projekt, das bereits seit rund zwei Jahrzehnten nicht nur in Expertenkreisen hin- und hergewälzt wird, dürfte es allem Anschein nach nicht bleiben. Immerhin werden die zu erwartenden Baukosten jetzt schon gegen die vielen anderen Forderungen gehalten, die den Erhalt der viel beschworenen kulturellen Vielfalt im Freistaat zumindest in Ansätzen gewährleisten sollen. Was genau der Konzertsaal kosten wird, steht in den Münchner Sternen. Zuletzt stand konkret die Zahl 370 Millionen Euro im Raum, bis Ministerpräsident Markus Söder Anfang des Jahres von deutlich höheren Ausgaben sprach, ohne diese jedoch damals beziffern zu wollen. Nun zeichnet sich Gefeielsche ab. »Kulturelle Leuchttürme stehen einer Landeshauptstadt zwar grundsätzlich gut zu Gesicht. Wenn es aber um die Frage geht, ob ein neuer Leuchtturm geschaffen wird, gilt, dass der Erhalt der Leuchtkraft des Kulturstaates Bayern und bestehender herausragender Einrichtungen Vorrang genießt. Dies ist bei der Schwerpunktsetzung in der Krise zu berücksichtigen«, meint Bausback weiter. Und er folgert für den Münchner Konzertsaal forsch: »Bevor man faule Kompromisse macht, sollte man auch über eine Verschiebung nachdenken.«

Einen Hebel haben die Verantwortlichen ohnehin aktuell in der Hand: Bis Mitte des Jahres soll eine Machbarkeitsstudie vorliegen. Der muss dann zu entnehmen sein, was von den einst hochfliegenden Plänen für den leuchtenden Konzertsaalbau überhaupt noch bleiben werden. Und welche der ursprünglich geplanten drei Säle bleiben werden, fürs große Orchesterpublikum, für kleinere Ensembles und als Werkstatt für Experimentelles. Wahrscheinlichstes Szenario: Verschiebung auf den Sankt-Nimmerleins-Tag. »Welche der Planungs-

varianten dann diesen Anforderungen entspricht, werden die Ergebnisse der Machbarkeitsstudie zeigen«, sagt Robert Brannekämper, ebenfalls CSU-Landtagsabgeordneter und Vorsitzender des Wissenschafts- und Kulturausschusses, dem »Münchner Feuilleton«. »Der verantwortliche und sparsame Umgang mit Steuermitteln muss dabei immer im Blick gehalten werden.« Ergebnisoffenes Denken? Hört sich anders an!

Beim Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks, das lange am stärksten auf einen möglichst raschen Baubeginn gehofft hatte, bleibt man derzeit noch ostentativ gelassen. »Dass insbesondere in schwierigen Zeiten neue Großprojekte kritisch diskutiert werden, überrascht erst mal nicht«, heißt es im Büro des Orchestermanagers Nikolaus Pont. »Wir haben aber keine Signale, dass die Planung für das neue Konzerthaus grundsätzlich in Frage gestellt wird.« Gut möglich, dass man beim BR das Aufziehen der Gewitterwolken nicht wahrhaben möchte, solange sich diese Sicht halten lässt. Denn die aufgefrischte Debatte rund um den Werksviertel-Konzertsaal zeigt eben auch: Schon vor Corona hatte es der Konzertsaal, dessen Planungen eigentlich längst zementiert sind, meist schwer. »Die Corona-Kulturkrise ist nun willkommenes Sündenbock, um zu begraben, was in der aktuellen Legislaturperiode bei der Söder-Regierung offenbar noch nie Freunde hatte«, sagt Sanne Kurz, Landtagsabgeordnete der Grünen, ebenfalls Mitglied des Ausschusses für Wissenschaft und Kunst und zudem auch Rundfunkrätin des BR.

Symbolisches und Sinnvolles

Ihr kommt es – vorsichtig gesprochen – zumindest verdächtig vor, dass unter Corona-Vorzeichen nun Debatten weitergeführt würden, die eigentlich nicht neu sind. So hatte sie schon im Januar überrascht, als Ministerpräsident Markus Söder die erwähnte Machbarkeitsstudie wie beiläufig ins Spiel brachte – »als ob es normal wäre, wenn man vier Jahre nach Beschluss zu einem Bauprojekt und nachdem bereits knapp acht Millionen ausgegeben wurden, noch mal schaut, ob es denn überhaupt machbar ist, so ein Konzerthaus«, so Sanne Kurz heute. Dass sie selbst trotzdem auch gerne umverteilen möchte, ist aber mehr als deutlich. »Meiner Meinung nach braucht es Raum für Kultur gerade in der Krise. Aber muss alles immer gleich das Größte und Tollste sein? Reicht uns nicht auch einfach nur »sehr gut?«, so Kurz. »Braucht es den weltbesten Akustiker, die größte Orgel? Ich halte das für fragwürdig, gerade, wenn dafür Breitenwirkung – wie zum Beispiel die Werkstattbühne – wegfiel.«

Was Kurz fordert, klingt griffig, könnte aber noch einmal den Einstieg in eine komplette Umplanungsarie des umstrittenen Konzertsaals bedeuten. »Die Großmannssucht müsste enden. Damit meine ich nicht, einen schmucklosen Zweckbau mit akustischen Qualitäten einer Turnhalle hinzustellen. Aber ein gesundes Mittelmaß hat noch niemandem geschadet«, sagt Sanne Kurz. »Krisen können reinigende Kraft entwickeln«, lautet ihr Fazit. Über den Konzertsaal darf und muss wohl wieder diskutiert werden. Und es passiert bereits abseits der großen Gesten. Allerdings ist zu befürchten, dass Hoch- gegen Brei-

tenkultur sowie die Symbolkraft eines zukunftsweisenden »Leuchtturms« und die Wirkungsmacht einer beherzten Sparmaßnahme gegeneinander ausgespielt werden. Was im schlimmsten Fall bleibt, ist Tristesse am Bauzaun. Und trotz allem keine wirkliche Hilfe für niemanden – von Parteienank abgesehen. Es bliebe dann nur Stillstand und Frust für die aktuell existenziell gebeutelten Kulturschaffenden und ihr trotz allem treues Publikum. Es bleibt ungemütlich im Werksviertel auf der Baustelle des Prestigeobjekts. ||

MEHR INFORMATIONEN ZUM MÜNCHNER KONZERTHAUS:

<https://www.konzerthaus-muenchen.de>



Als die Entscheidung für den Konzertsaal-entwurf gefallen war, spotteten Kritiker über den Schneewittchensarg. Mit und nach Covid-19 aber sind die meisten Kulturschaffenden froh, wenn das Gebäude in der geplanten Form überhaupt zügig gebaut wird | © PFP Cukrowicz Nachbauer Architekten ZT GmbH, Bregenz

WELT OHNE KUNST



26. JUNI – 24. JULI 2020
IM MÜNCHNER STADTRAUM

MÜNCHNER
KAMMERSPIELE

WWW.KAMMERSPIELE.DE
13.21.31

Anzeige

Starke Worte, bunter Sound

Bussis waren gestern, man gibt sich den Ellenbogen. Aber man kann es wieder bei Musik und Kabarett im Münchner Westen.

RALF DOMBROWSKI

Dann also wieder los. Ein bisschen darf man, das Publikum sitzt zwar kreativ über Raum oder Garten verteilt und muss sich vor allem innen verumhüllen wie zum Banküberfall. Aber es gibt Schlimmeres, gar keine Veranstaltungen zum Beispiel. Und wenn man sich das Programm der Sommerfrische vor Augen führt, scheint es, dass Musik wie auch kleine und größere Kunst kaum an sich halten können, auf die Bühne zu kommen. Denn ein schickes Programm von der Taschenphilharmonie bis Luise Kinseher und Kabarett bis Gypsy Swing und Orient Jazz lockt in die Gärten des Ebenböckhauses und der Blütenburg, bei Regen ausweichsweise in die Wagenhalle der Pasinger Fabrik. Zwar muss man den ganzen Schnickschnack des Seuchenschutzes einplanen – die Masken, die personalisierten Sitze im Einzel- und Doppelpack, Tickets im Selbstausdruck, mit Schön-/Allwetteroption sowie die üblichen Kontaktbeschränkungen – und sich im bewölkten Falle täglich auf der Website der Pasinger Fabrik über den Veranstaltungsort informieren. Das macht Konzerte zumindest im sozialen Rahmenprogramm vom Treffpunkt zur Begegnungsoption. Aber alles ist besser als nichts, und so geben nicht

nur die Veranstalter Gas, sondern auch die Künstler, die mit Vielfalt zur Kultur verführen. Und hoffen, dass jeder Abend bis zum letzten Platz ausverkauft sein wird, damit sich alle Beteiligten leichter tun, am Monatsende ihre Miete zu bezahlen.

Ein paar Beispiele: Petra Lewi (5.7., Ebenböckhaus) ist Schauspieler, Sängerin, Sprecherin und greift bei ihren Songprogrammen gerne beherzt zur Ukulele und für empfindsamere Passagen auch zur singenden Säge. An ihrer Seite hat sie den Gitarristen Titus Waldenfels, ein Original der Münchner Szene, der seinerseits auf allem zupft, was Saiten hat. In der Kombination ergibt das ein entspannt humorvolles Musikprogramm von Country-Ausflügen bis tief hinein in die bayerische Liederlandschaft. Luis Borda (11.7.) verschlug es in den Neunzigern von Argentinien nach München. Damals schon spielte er, in seinem Fach eher unüblich, Tango auf der Gitarre und verknüpfte die Traditionen seiner Heimat mit Elementen der Improvisation. Im Ebenböckhaus ist er im Duo mit dem Garmischer Kollegen Wolfgang Netzer zu erleben, der im Laufe seiner Stilsozialisation um die halbe



Draußen, aber nicht umsonst: Die Pasinger Fabrik lädt ein zur kulturellen Sommerfrische | © Pasinger Fabrik

Welt gereist ist, um schließlich in Bands wie BavaRio wieder hier vor Ort zu landen. Luise Kinseher (24.7.) wiederum macht in den Gärten des Ebenböckhauses den Fokus weit auf und betrachtet das kleine Bayern aus der Perspektive des Globalen. Mit reichlich kabarettistischer Erfahrung nicht nur als Mama Bavaria am Nockherberg darf man da von einem soliden und sehr unterhaltsamen Statement rund um Sinn und Unsinn der gegenwärtigen Lebensart ausgehen. Eine Brücke zu Balkan und Orient schließlich schlägt das Quintett JISR (8.8.) um den Sänger Mohcine Ramdan und den Oud-Spieler Roman Bunka. Die gemeinsame Basis ist die Improvisation, deren kommunikativer

Kern es möglich macht, Klangideen aus vielen Himmelsrichtungen unter ein musikalisches Dach zu führen. Vier Beispiele von rund zwei Duzend, mit denen im Münchner Westen die lebendige und leibhaftige Kultur bis Ende August wieder Einzug hält. Zeit wurde es. ||

SOMMERFRISCHE – DAS KULTURFESTIVAL IM MÜNCHNER WESTEN
Pasinger Fabrik / Ebenböckhaus / Blütenburg | bis 29. August. | 19/20 Uhr
 Tickets: 089 8292 9080 (personalisiert)
www.pasinger-fabrik.de

Anzeigen

MÜNCHNER PHILHARMONIKER

Berlioz
 SYMPHONIE FANTASTIQUE
SERGIU CELIBIDACHE

Erstmalig als Album erhältlich

Weiterhin erhältlich

Schubert
 SYMPHONY NO. 8
 "THE UNFINISHED"
Dvořák
 SYMPHONY NO. 1
 "FROM THE NEW WORLD"
 SERGIU CELIBIDACHE

Ravel
 DAPHNIS ET CHLOE (SUITE)
 LA VALSE
 LE TOMBEAU DE COUPERIN
 SERGIU CELIBIDACHE

Mahler
 KINDERTOTENLIEDER
 BRIGITTE FASSBENDER
Strauss
 TIT UND VERALÄUNDE
 SERGIU CELIBIDACHE

mphil.de

volksoper

WIR SIND WIEDER DA!
MIT FÜNF NEUEN PREMIEREN!!
ALLE CORONA-TAUGLICH!!!

PREMIERE 1 / AB 24 JULI 2020
DIE GOLDBERG-VARIATIONEN
 VON GEORGE TABORI / REGIE: CHRISTIAN STÜCKL

PREMIERE 2 / AB 29 JULI 2020
DAS HÄSSLICHE UNIVERSUM
 VON LAURA NAUMANN / REGIE: SAPIR HELLER

PREMIERE 3 / AB 7 AUG 2020
DER BAU
 NACH FRANZ KAFKA / REGIE: MIRJAM LOIBL

PREMIERE 4 / AB 14 AUG 2020
INDIEN
 VON ALFRED DORFER UND JOSEF HADER / REGIE: SIMON SOLBERG

PREMIERE 5 / AB 26 AUG 2020
PROBLEME PROBLEME
 NACH INGBORG BACHMANN / REGIE: ABDULLAH KEVAN KARACA

DAZU KONZERTE, EIN KINDERPROGRAMM UND KÜHLE DRINKS IM GARTEN

KARTEN 089.52 34 655
WWW.MUENCHNER-VOLKSTHEATER.DE

Philharmonische Alternativen

Alles ist anders, irgendwie. Aber auch die Münchner Philharmoniker trotzten dem Stillstand auf vielfältige Weise.



Nur die Bläser dürfen oben ohne: Münchner Philharmoniker bei der Konzert-Arbeit in Zeiten des Virus | © MPhil / Hans Engels

FRANZ ADAM

Am 11. Juli hätte das Saisonfinale mit »Klassik am Odeonsplatz« angestanden, Valery Gergiev sollte dirigieren, Klaviervirtuosin Hélène Grimaud den Solopart übernehmen. Doch im März war mit der Corona-Zäsur auch für die Münchner Philharmoniker die Saison plötzlich zu Ende, die 122. seit ihrer Gründung, und wann eine Wiederaufnahme des Konzertbetriebs in voller Besetzung möglich wird, steht in den Sternen. Unter anderem fielen die verheißungsvollen philharmonischen Debüts der Dirigentinnen Karina Canellakis und Oksana Lyniv ins Wasser. Letztlich dann aber doch nicht ganz, denn seit der offiziellen Erlaubnis, wieder in kleiner Besetzung – freilich ohne großes Publikum – gemeinsam auf

die Bühne zu dürfen, hat sich das Orchester das Format #MPhilWeekend ausgedacht: Die überdimensionierte Gasteig-Philharmonie erwies sich dabei einmal als Vorteil, bietet sie doch dem reduzierten Ensemble auf dem Podium genug Platz, den geforderten Abstand zu wahren. So machte man aus der Not eine Tugend und improvisierte bis zur Sommerpause Anfang Juli acht Konzerte – falls alles geklappt hat, die letzten waren nach Redaktionsschluss angesetzt. An den vergangenen Wochenenden waren sie als Videoproduktion auf der Website mphil.de gratis zu bestaunen und wurden auf BR Klassik übertragen, Lyniv (mit einem Mozart-Silvestrov-Haydn-Programm) und Canellakis (mit »Shaker Loops«

von John Adams und Beethovens Vierter) inklusive. Auch Chefdirigent Gergiev kam für zwei Programme wieder nach München. Für die Musiker waren diese acht Auftritte wie frische Luft zum Atmen, keine Frage, auch wenn sich beim Zuschauen die traurige Assoziation zu den Geisterspielen der Bundesliga aufdrängt.

Zuvor waren die auf einmal »arbeitslosen« Orchestermitglieder dem Aufruf des Oberbürgermeisters gefolgt und für die Stadt aktiv geworden: im Sozial- und im Umweltreferat, in der Telefonzentrale der Feuerwehr, im Logistikzentrum für Corona-Masken, im Telefondienst für Abonnenten, als Performancekünstler im Streamingformat #MPhilDahoam.

Auf Sendung

Der Jazz hat im Bayerischen Rundfunk eine gute Basis. Ein Überblick mit Ausblicken.

KLAUS VON SECKENDORFF

Vier Monate ohne Unterfahrt und Vogler, den Nightclub im Bayerischen Hof oder »Jazz+« in der Seidlvilla – da wuchern die Entzugsercheinungen langsam ins Schmerzhafte. Pflaster auf die Wunden gibt's im Radio, traditionell vor allem zu nächtlicher Stunde. Zum Glück ist der Jazz gut aufgestellt bei BR Klassik mit dem Programmbereichsleiter Oswald Beaujean, und auch das »grenzenlose Hören« auf Bayern 2 schließt ihn samstags mit ein, um 17:05 Uhr bei »Jazz & Politik« und vor allem mit den zweistündigen »Jazznächten« ab Mitternacht. Aber die entscheidende Dosis Ohrentrost wird verabreicht, wenn die Klassik auf ihrem Stammsender Platz macht für die »Jazztime«, und das verlässlich an allen Werktagen! Sehr persönlich zusammengestellte und moderierte Musik zu hören, hat »Round about midnight« etwas ausgesprochen Intimes. Dabei fällt deshalb besonders angenehm auf, dass die späte »lonely hour« ab 23.05 Uhr von ausgeprägten Individualisten für aufge-



Das BR-Studio schafft Möglichkeiten für Musik
© Ralf Dombrowski

schlossene Hörer gestaltet wird, die keine eingefleischten Jazzfans sein müssen.

Erstaunlich dabei, dass vier Moderatoren schon gegen Ende der 90er von der BR-Legende Joe Kienemann (1971 bis 2003) ins Boot geholt wurden, allesamt aus der schreibenden Zunft kommend: Ralf Dombrowski (»SZ«, »Münchner Feuilleton«), Marcus Woelfle (»Jazzzeitung«), Ssirius Pakzad (»AZ«) und, mittlerweile Redakteur in der Jazzabtei-

lung des BR, Roland Spiegel (»AZ«). Als Nachfolger Kienemanns traten zwei Musiker*innen mit journalistischer Erfahrung an: Beate Sampson, die das Singen als Profession aufgegeben hat zugunsten der Festanstellung in der Redaktion, die sie mittlerweile leitet. Und der nicht nur in Münchens Szene viel beschäftigte Bassist Henning Sieverts, bei dem das Musikerdasein dominierend geblieben ist. Jüngstes Mitglied im Bunde ist als dritter Redakteur Ulrich Habersetzer, zuständig insbesondere für Konzertaufzeichnungen im Münchner Raum. Braucht es da Absprachen bei der Songauswahl? »In der Regel nicht, die Interessen und Temperamente sind bei uns so unterschiedlich, dass sich selten Überschneidungen ergeben«, meint Beate Sampson, die daher inhaltlich ihren Autoren und Moderatoren freies Spiel lassen kann.

Denn die Vorlieben ergänzen sich. Henning Sieverts steigt am Montag ein mit Neuigkeiten. Alle 14 Tage führen außerdem die Redakteure Gespräche mit Gästen, derzeit mit Vertretern der Jazzszene etwa über Auswirkungen der Corona-Epidemie. Am Dienstag ist noch einmal Sieverts am Mikrofon, der seine »News & Roots« gerne mottobezogen präsentiert. Der Mittwoch kommt aus dem Studio Franken, traditionell ein Heimspiel für Beate Sampson, häufig mit Konzertmitschnitten oder dem bei ihr naheliegenden Schwerpunkt »Mostly Vocal«. Der erste Mittwoch im Monat fällt besonders unberechenbar aus, weil Beatrix Gillmann auch Klassiknahes oder auch mal Chansons mitbringt, dies übrigens wie ihre Kollegen aus der Redaktion auch zu »Classic Sounds in Jazz« jeden Mittwoch um 19.05 Uhr sowie »Jazz und mehr« zur gleichen Stunde am Samstag. Am Donnerstag sind alternierend die Printkollegen dran: Ralf

Alles sinnvoll und ehrenwert, aber wie plant man weiter, angesichts der allgemeinen Misere? Das Programm der Spielzeit 2020/21 liegt seit Februar vor. Managementdirektor Christian Beuke bekräftigt auf Nachfrage das ambitionierte Ziel, ab Saisonstart im September sämtliche Termine zu halten, und zwar mit den vorgesehenen Künstlern. Programm-anpassungen wird es selbstverständlich geben, denn Orffs »Carmina Burana« (September), Janáčeks »Glagolitische Messe« (Januar 2021) oder das Verdi-Requiem (Mai) sind wegen ihres Riesenapparats zurzeit undenkbar. Also müssen Alternativen her, kleinere Besetzungen, Repertoireerweiterungen auch in die Vergangenheit. Überhaupt werde man aus einem Orchester zwei machen, sagt Beuke, für alle (Quarantäne-)Fälle, und plane immer zwei zeitversetzte Aufführungen, um mehr Publikum zu erreichen.

Fortschritte machen unterdessen die Bauarbeiten für das Gasteig-Ausweichquartier in Sendling; das müssen sie auch, wenn der große Umzug wie geplant im Herbst 2021 stattfinden soll.

Und solange es keine ganz großen Liveauftritte geben kann, darf sich das Publikum nach wie vor mit alten und neueren Konzertmitschnitten trösten. Gerade ist einer aus dem Jahr 1986 erschienen: Sergiu Celibidaches faszinierende Aufführung der »Symphonie fantastique«. Selten hat man Hector Berlioz' egomanes Meisterwerk so plastisch und subtil musiziert gehört. Die hauseigene CD-Reihe wird fortgesetzt, bestätigt Beuke, und bald soll auch Valery Gergievs Zyklus der Bruckner-Symphonien aus St. Florian komplett vorliegen, neben der CD- parallel als DVD-Edition. Nach anfänglichen Schwierigkeiten konnte Gergiev sich Bruckners Riesenwerke immer überzeugender erschließen. Die Fünfte, Sechste und Siebte könnten das bestätigen, trotz der heiklen Akustik des Kirchenraums. Doch zuvor erscheint noch Anfang Juli eine DVD (Unitel): das Barcelona-Gastspiel von 2019 mit Mahlers Zweiter unter Gustavo Dudamel. ||

MÜNCHNER PHILHARMONIKER 2020

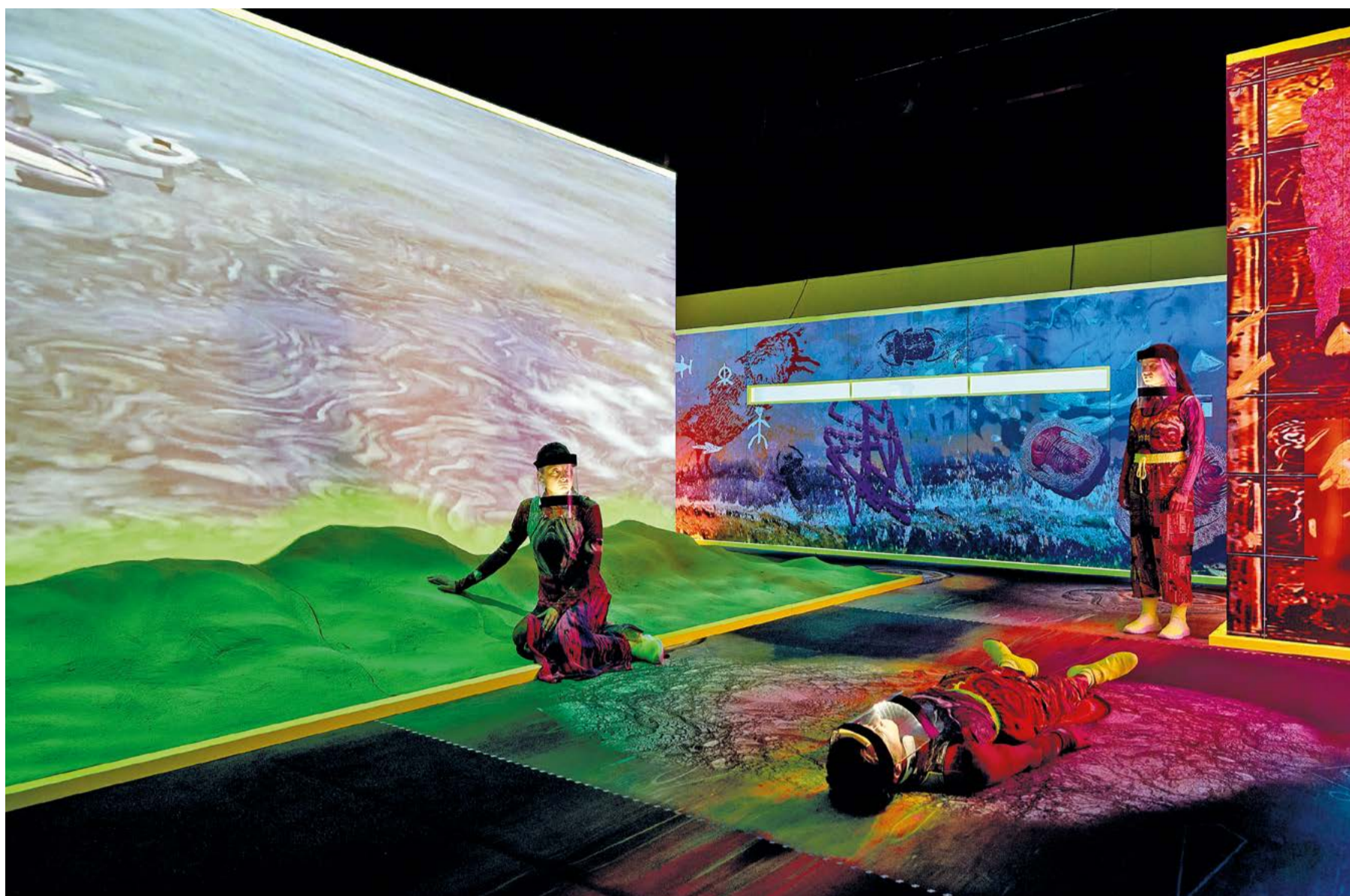
Internet: www.mphil.de

Instagram: #Mphildahoam, #Mphilathome, #munichphilharmonic, #mphil, #Münchnerphilharmoniker

Dombrowski mit einer bewusst subjektiven, zum eingängig Modernen tendierenden Auswahl an Neuerscheinungen; Ssirius Pakzad stellt avantgardeaffin häufig Amerikanisches vor, und Marcus Woelfle sorgt dafür, dass auch Swingendes aus der Frühzeit des Jazz seinen Platz findet. Der Freitag gehört dann ganz den Livemitschnitten aus München, Nürnberg (wo im Studio sogar CDs entstehen) oder von diversen Spielorten der Reihe »Jazz auf Reisen« wie Burghausen oder dem Jazzclub »Birdland« in Neuburg an der Donau. In Regensburg, wo das »Bayerische Jazzweekend« nicht wie gewohnt als Großveranstaltung stattfinden kann, wird der BR ab dem 17. Juli die ersten vier von insgesamt acht »Jazzfest Fridays« mit jeweils drei Bands streamen. Und damit nicht genug: »Wir werden auch bei einigen Streamings aus der Unterfahrt dabei sein und beim Konzert des Trios Slowfox in der Seidlvilla – sogar mit auf Abstand platziertem Publikum. Auch für die Bar Gabanyi ist ein Konzertmitschnitt geplant. Solche Aufzeichnungen sind uns sehr wichtig, nicht zuletzt als Dokumente der Ausnahmesituation fürs Archiv des BR«, mein Ulrich Habersetzer. Fürs Archiv, aber auch fürs Nachhören, eine Woche lang in der Mediathek bei br-klassik.de. Besonders interessant für zeitig aufstehende Fans der »Jazztime«, denen die Ausstrahlung am Abend zu spät ist. Online können sie sogar das Frühstück zur Jazzzeit machen und bei Bedarf sogar auf die Playlist klicken. ||

JAZZ IM BAYERISCHEN RUNDKUNFT

Internet: <https://www.br-klassik.de/themen/jazz-und-weltmusik/index.html>
<https://www.facebook.com/brklassik>



LSD-Albtraum: Marie Groothof, Thomas Hauser, Ixchel Mendoza Hernandez (v.l.) in »Oracle« von Susanne Kennedy und Markus Selg | © Jan-Pieter Fuhr

»Mich interessiert ein Theater der Verstörung«

Herr Lilienthal, wie geht's Ihnen? Nachdem Ihnen das Ende Ihrer Kammerspiele-Intendanz gerade unter den Händen zerbröselte.

Mir geht's gut. Es waren fünf aufregende Jahre und es gab interessante Geschichten. Ich zerfließe nicht in Selbstmitleid, dass ich meine Intendanz wegen der Corona-Krise nicht wie geplant zu Ende führen kann. Immerhin haben wir im Juni noch zwei Premieren herausgebracht: »Wunde R« von Enis Maci und die Installation »Oracle« von Susanne Kennedy und Markus Selg.

Sie wollten einen spektakulären Schlusspunkt setzen: Ein Regieteam sollte den fünfteiligen Roman »2666« des chilenischen Autors Roberto Bolano inszenieren als 24-stündige Bustour durch München. Ausgehend vom Olympiastadion. Warum gerade im Olympiastadion?

Es steht für den Versuch, Demokratie zu wagen.

Inwiefern?

Die durchsichtige Architektur signalisiert Offenheit und Transparenz. Das wollte auch Willy Brandt mit seinem Appell »Mehr Demokratie wagen«. Es ist der Ort, den ich in München am liebsten mag.

Was erwartet die Zuschauer dort zum Abschluss?

Toshiki Okada inszeniert mit dem Ensemble eine Geste des Servus-Sagens. Figuren von Okada pflegen das Olympiastadion bis zur Eröffnung der Spiele 2021.

Für wie viele Zuschauer?

500, wenn das bis dahin erlaubt ist. Falls nicht, spielen wir drei Mal nacheinander für je 100 Zuschauer.

Aber die verlieren sich doch in dem Riesenraum.

Ach, ich wollte schon immer mal auf einem VIP-Platz im Stadion sitzen.

Wie geht es für Sie persönlich weiter?

Am 24. Juli ist Abreise aus München.

Sie wollten danach in Beirut ein Festival libanesischer Kultur kuratieren – das ist erst mal verschoben.

Ich werde daran weiterarbeiten.

In München mussten Sie zu Beginn Ihrer Intendanz vor fünf Jahren heftigen Gegenwind aushalten. Nehmen Sie trotzdem eine positive Erinnerung an München mit?

Die Werkreue hatte ja Intendant Martin Kušej am Residenztheater abgedeckt, dafür war ich ihm dankbar. Mich interessiert ein Theater der Asozialität und Verstörung. Dazu gibt es viel interessante neue Literatur wie »Das Leben des Vernon Subutex« von Virginie Despentes.

2019 wurde das Haus zum Theater des Jahres gekürt und »Dionysos Stadt« zur Inszenierung des Jahres. Erfolg bringt Zulauf. Aber da hatten die Querelen vorher Sie schon bewegt,

Dafür wurden die Kammerspiele 2019 zum Theater des Jahres gekürt. Für Intendant Matthias Lilienthal kam der Erfolg zu spät. Er hatte bereits beschlossen, 2020 aufzuhören. Ein Gespräch mit ihm.



Matthias Lilienthal | © Julian Baumann

Ihren Vertrag nicht zu verlängern. Was bleibt negativ im Kopf hängen?

Eine bestimmte Form von Diskussion fehlt mir, und der Freiraum, einfach mal rumzuspinnen, was natürlich mit den hohen Lebenshaltungskosten in der Stadt zu tun hat.

Ihr Hybrid-Konzept von Theater lässt alles zu: Performance, Installation, Konzert, Diskurs, Popkultur. Das hat viel junges Publikum angezogen. Ältere Kammerspiele-Besucher vermissen ihre Klassiker, die sie – wenn überhaupt – nur noch dekonstruiert oder fragmentiert zu sehen bekamen.

Für mich selber ist Theater erst mal das alles. In den ersten zwei, drei Jahren war die Akzeptanz schwierig, danach war es kein Thema mehr. Aber im Zentrum steht das Ensemble, die Schauspieler*innen leisten zwei Drittel der Arbeit. Die Münchner sind in ihre Schauspieler*innen verliebt. Und auch die internationalen Regisseure haben sich in ihre Herzen gespielt.

Aber wo bleibt der Bildungsauftrag des Theaters? Wenn Christopher Rüping den »Hamlet« mit 27 Kübeln Kunstblut auf die Nebenfigur des Horatio reduziert oder »Die Räuberinnen« über Einzelaspekte von vier Figuren aus Schillers »Räubern« privatisieren, setzt das Stückkenntnis voraus, um es zu verstehen. Ein junger Mensch kennt die Stücke vielleicht gar nicht.

Ich bin oft von der 35. werkgetreuen Aufführung eines Klassikers gelangweilt. Dann interessiert mich eher der Fokus auf einen Teilaspekt. Die Werkreue hatte ja Intendant Martin Kušej am Residenztheater abgedeckt, dafür war ich ihm dankbar. Mich interessiert ein Theater der Asozialität und Verstörung. Dazu gibt es viel interessante neue Literatur wie »Das Leben des Vernon Subutex« von Virginie Despentes.

In München hatten manche anfangs der Eindruck, dass Sie mit Berliner Chuzpe den verschlafenen Münchnern zeigen wollten, was Avantgardetheater ist. Das hat provoziert.

Ich wollte nie ein Provokateur sein, ich wollte ein anderes Theater machen. Ich wollte eine sinnstiftende Setzung. Ich praktiziere meinen Theaterbegriff seit 1992, kann mir aber auch andere Formen vorstellen. Der popkulturelle Diskurs war mir auch wichtig: Man braucht viele Angebote, um junge Leute reinzuholen. Ihre Kammerspiele-Nachfolgerin Barbara Mundel muss jetzt vor ihrem Start im Herbst und vermutlich auch danach noch mit Corona-Einschränkungen kämpfen. Das erschwert Proben und kann Premieren verzögern. Könnte es sein, dass sie einzelne Produktionen aus Ihrem Spielplan übernimmt? Sie hat an einzelnen Aufführungen großes Interesse, wir sind im Gespräch. Vielleicht »Die Räuberinnen« und »Dionysos Stadt«. »The Vacuum Cleaner« wäre auch unter Corona-Bedingungen leicht umzusetzen, aber manche Inszenierungen kann man deswegen derzeit nicht spielen.

Welches war für Sie persönlich die wichtigste oder schönste Produktion in diesen fünf Jahren?

Ich hebe ungern eine raus, aber für mich waren es »Farm fatale« von Philippe Quesne und »Dionysos Stadt« von Christopher Rüping. ||

INTERVIEW: GABRIELLA LORENZ

2666

Olympiastadion | 17. Juli

Tickets: 089 23396600 | www.kammerspiele.de
kasse.mk@muenchen.de

Propristschin flüstert mir ins Ohr

Mit »Der Mitarbeiter – Tagebuch eines Wahnsinnigen« zeigt das Staatstheater Augsburg seine dritte VR-Produktion.



Thomas Praszak arbeitet sich als Propristschin am Beamtendasein ab, der Zuschauer fühlt sich, als stünde er mittendrin | © Jan-Pieter Fuhr

SABINE LEUCHT

Seinen Namen, liest er über sich selbst, könne sich keiner merken. Und sein Haar sehe aus wie ein Kartoffelacker. In Wahrheit sind weder Name noch Haar für irgendwen von Bedeutung. Denn Aksenti Iwanow Propristschin ist ein »Mitarbeiter«, ein kleines Rädchen im an sich schon behäbigen Getriebe, porträtiert von Nikolai Gogol im Jahr 1835, als sich die Welt der Angestellten und Beamten zu formieren begann, die Niemande und Entfremdete zuhauf produzierte und die dazugehörigen Komplexe und Einsamkeitsneurosen.

Mit dem Monolog »Der Mitarbeiter – Tagebuch eines Wahnsinnigen« folgt das Staatstheater Augsburg Gogols satirischer Erzählung und beschert seiner neuen Sparte einen vorläufigen Höhepunkt. Die Augsburger gehörten ja in den ersten Wochen des Corona-Shutdowns zu jenen Bühnen, die vorübergehend die Füße stillhielten. Sein Repertoire billig verstreamen und so womöglich die Publikumsnachfrage auch für die nächste Saison drosseln, wollte Intendant André Bucker nicht. Stattdessen schloss er nach einer kurzen Atem- und Reflexionspause die Tore seines schon länger geplanten vr-theatre@home auf. Dessen erste Premiere war die in die Goldschmiedekapelle der Augsburger St.-Anna-Kirche verlegte und mit 360°-Kamera abgefilmte Inszenierung des »Judas«-Monologs von Lot Vekemans, der schon im Mai letzten Jahres Analog-Premiere gefeiert hatte. Nur ein Neuaufguss also und dennoch ein Lichtblick im Stay-at-home-Programm heimischer Bühnen.

Sieht man die Arbeit jedoch jetzt im Vergleich mit dem von Bucker selbst eingerichteten Gogol-Monolog, wird klar, dass das Haus in seiner Zusammenarbeit mit den VR-Spezialisten der Augsburger Heimspiel GmbH rasche Fortschritte macht. Wirkte bereits das zeitlich zwischen den beiden 60-Minüttern liegende Tanzstück »shifting_perspective« wie ein erfrischendes Bad im »echten« Bühnenleben, wenn auch in seiner formalen Fantasie und der Ausschöpfung der technischen Möglichkeiten noch gedrosselt, passen in der neuen Produktion Medium und Message perfekt zueinander. Hinter der eigenen oder einer vom Theater an die Haustür gelieferten VR-Brille – die Augsburger haben praktischerweise schon vor Corona ganze 500 davon für die Opernproduktion »Orpheus und Euridike« angeschafft – sitzt man nun gleichsam in der Mitte der Martini-Park-Probephöhne zwischen allerlei Holz- und Papierstapeln, einem ausgestopften Dachs und einem Flügel, zu dem der Zugang unpraktischerweise von mehreren, der Größe nach geordneten Hockern ver-

stellt ist. Dass hier ein analer Charakter regiert, wird überdeutlich. Alles von der Illustrierten bis zu Kleidern und Schuhen ist innerhalb von säuberlich auf den Bühnenboden gezeichneten Rechtecken platziert und wird von dem manisch murmelnden, wütenden, bellenden und an der Schwere einiger Worte würgenden Thomas Praszak immer wieder dorthin zurückgestellt. An den Wänden hängen zwischen Inseln gelber Post-its große Kalender, aus denen Praszak literarisch-philosophische Merksprüche klaubt und schließlich ganze Büschel von Seiten reißt. Dort, an den Wänden, schreiben sich auch wie von Geisterhand geheimnisvolle Formeln und Zahlenkolonnen fort, wie sie ein kleiner Beamter wie Propristschin zwischen dem Bleistifteanspitzen und Buckeln nach oben möglicherweise anzufertigen hat. Und wie als Beweis auch ihrer Nichtigkeit verschwinden sie ebenso schnell wieder.

Man muss sich als vermeintliches Zentrum all dieser Aktionen oft drehen und nach dem Schauspieler suchen, während man zu Hause im engen Homeoffice mit den Knien gegen unsichtbare Tisch- oder Bettkanten stößt. Dieses Zugleich von räumlicher Enge und Weite ist so VR-Theater-spezifisch wie die Illusion maskenfreier Nähe und tatsächlicher körperlicher Anwesenheit. Und auch wenn man darum weiß, dass da, wo einem der »Wahnsinnige« Fragmente seiner unerwiderten Liebe zur Tochter seines Chefs ins Ohr raunt, für Praszak nur die Kamera steht, erfüllt einen diese »Vertraulichkeit« nach so langer Live- und vor-Ort-Theaterabstinenz mit fast kindlicher Freude.

Und so folgt man ihm auch ein Stück weit in den Wahnsinn, der ein Wahn der Deprivation und des Wirklichkeitsverlustes ist, in dessen neuralgischen Momenten die Kamera den Schauspielerkörper durchscheinend macht oder verdoppelt, so als trenne er sich von sich selbst oder der Körper von der Seele. Stefan Leibolds sphärische Klänge beschreiben diese Spaltprozesse auf ihre eigene Weise, während die gespensterhaften Formeln an der Wand nach und nach zu Kleinkindkrakeleien mutieren. Und auch wenn man als »Besucher« dieser »Veranstaltung« wohl kaum so weit gehen wird, sich selbst zum König von Spanien zu ernennen, spinnt man mehr und mehr Fäden zur eigenen aktuellen Situation, die Bucker einem anbietet, aber nicht aufdrängt. Da sind die im Kopf des »Mitarbeiters« wuchernden Verschwörungstheorien und vor allem diese zwei Sätze, die sicher gerade vielen aus der Seele sprechen dürften: »Ich brauche Menschen um mich. Ich habe kulturelle Bedürfnisse.«

www.staatstheater-augsburg.de/vr_repertoire | Brillenlieferdienst 9,90 Euro (innerhalb Augsburgs), 12,90 Euro (erweitertes Stadtgebiet), 5,90 Euro (mit eigener VR-Brille)

Anzeige

„Paula Beer und Franz Rogowski SIND GRANDIOS.“
THE HOLLYWOOD REPORTER

„Kraftvoll und bezaubernd, EIN LIEBESMÄRCHEN.“
OUTNOW

Silberner Bär
70^e Internationale Filmfestspiele Berlin
Beste Darstellerin

Paula BEER
Franz ROGOWSKI

Undine
Ein Film von CHRISTIAN PETZOLD

www.Undine.Piffil-Medien.de | PiffilMedienFilmverleih

AB 2. JULI ENDLICH IM KINO

Der Drache will doch nicht frei sein



Die Papiertänzerin (Nele Sommer) befreit den Drachen (Michael Schröder) | © Cordula Tremel

Zwei Außenseiter erleben in Roland Schimmelpfennigs »Der Zinnsoldat und die Papiertänzerin« eine abenteuerliche Reise und finden das Glück.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Bei Hans-Christian Andersen bleibt vom standhaften Zinnsoldaten nur ein kleines Herz aus Zinn übrig. Und von der Papiertänzerin ein verkohlter Stern im Ofen. Roland Schimmelpfennig gönnt den beiden in seiner Bearbeitung des Kunstmärchens nicht nur ein Happy End, sondern der Tänzerin auch eine eigene Geschichte. Vom Fensterbrett hebt der Wind sie in den Himmel, wo ihr eine Wolke nicht wohlgesonnen ist. Eine Elster verschleppt sie in ihr Nest (die Kinder langweilen sich ohne Fernseher), doch sie fällt raus und segelt in die Küche, in der der Zinnsoldat soeben aus dem Bauch des Wels geschnitten wird, wohin der Sturz vom Fensterbrett und eine Reise in einem Papierschip durch die Kanalisation ihn schließlich geführt hat. Der Junge aber, dem die beiden derangierten Spielzeuge eigentlich geschenkt wurden, will sie nicht. Sie sollen in den Ofen. Da kommt der Papierdrache, den die Tänzerin vorher von seiner Schnur befreit hatte, angefliegen und rettet sie. Doch der Drache will nicht mehr frei sein, will wieder heim, zu seinem Kind. Er nimmt sie mit, und alle drei finden eine Heimat bei dem kleinen Mädchen. Und wenn sie nicht gestorben sind ...

Freiheit gegen ein Heim eintauschen? Diese Botschaft hat für Erwachsene etwas recht Befremdliches. Für Kinder zwischen acht und elf Jahren, für die diese erste live gespielte Schauburg-Produktion nach dem Corona-Shutdown gedacht ist, mag sie heimeliger Trost sein. Schließlich geht es beim Soldaten und der Tänzerin um Außenseiter, die keiner haben will. Er hat nur ein Bein, das Zinn reichte nicht für mehr. Sie mit ihrem Papierschlösschen gilt den anderen Spielsachen als abgehoben. Der Junge will nicht mehr mit ihnen spielen, also werden sie auf die Fensterbank abgeschoben. Da verliebt sich der Soldat

in die Tänzerin, weil er denkt, sie hätte auch nur ein Bein. Auf ihren jeweiligen unfreiwilligen Roadtrips erfahren sie nicht gerade viel Solidarität. Da sehnt man sich vielleicht nach einem Zuhause.

Andrea Gronemeyer inszeniert die Homecoming-Story in der Schauburg um eine Art überdimensionale Trommel mit fünf Klappen herum (Ausstattung: Mareile Krettek). Da rennen der Soldat und die Tänzerin erst mal stammelnd gegen unsichtbare Hindernisse. Michael Schröder und Nele Sommer schlüpfen aber auch in andere Figuren, betätigen sich als eine Art Puppenspieler ihrer selbst, lassen rote Rattenaugen leuchten, schaukeln auf dem Kopf das Papierschip mit dem Soldaten, krächzen mit den tollen Elsterflügelkrallen oder tauchen wie Springteufel aus den verschiedenen Luken auf. Greulix Schrank verausgabt sich in dramatischen Momenten mit Verve in Schlagzeugsolos und gibt mit wedelnden Händen einen irgendwie philosophischen Fisch, dessen Grundfrage lautet: Fressen oder nicht Fressen. Das Licht einer Taschenlampe zaubert einen schwebenden Schattenriss der Papiertänzerin in den blauen Wolkenhimmel, der von der runden Trommel in die Höhe schwebt. Mit wenigen tollen Requisiten schaffen Sommer, Schröder und Schrank reizende Bilder. Schröder läuft als tumbe Fremdenhasserwolke zu Höchstform auf und Sommer amüsiert sehr als maximal genervte Elstermutter. So setzen sie Highlights in die ansonsten eher schlichte Nacherzählung. ||

DER ZINNSOLDAT UND DIE PAPIERTÄNZERIN
Schauburg | wieder im Herbst
Tickets 089 23337155 | www.schauburg.net

Besenstiel und Papierrosen



Der Besenstiel als Versöhner (v.l. Benjamin Hirt, Heiko Dietz, Konrad Adams) | © Lisa Ferter

»Die Schmalspur-Gigolos« kapierten im theater ... und so fort sexistische Mechanismen – auf komödiantische Weise.

GABRIELLA LORENZ

Heiko Dietz hat's in den letzten Jahren schwer gebeutel: Sein Kellertheater ... und so fort in der Kurfürstenstraße wurde 2017 durch einen Wasserschaden unbespielbar. Dietz musste mit seiner privaten Schauspielschule THETA nach einem neuen Standort suchen. Er fand immer wieder Gastspielbühnen für seine Aufführungen. Und 2019 endlich ein neues festes Quartier: einen Pavillon in Sendling. Dort öffnete das theater ... und so fort im November 2019 – und musste vier Monate später wegen Corona schließen. Jetzt wagte Dietz als erster der freien Theatermacher in München eine Premiere unter Corona-Bedingungen. Und hat einen guten Griff gemacht: Die Uraufführung von Frank Piotraschkes Komödie »Die Schmalspur-Gigolos« in der Regie von Petra Wintersteller macht viel Spaß. Vorläufig dürfen höchstens 35 Zuschauer rein, mit Maske.

Trostlos hängt der arbeitslose Thomas (Benjamin Hirt) jeden Abend in der alten Eckkneipe hinter seinem Bier, das ihm der knorrige, dauerschimpfende Wirt Kuddel (Konrad Adams) großzügig anschreibt – wie schon die 80 davor. Dann wirbelt der halbseidene, hyperaktive Stefan (Heiko Dietz) herein, mit einer rettenden Idee: Sein Kumpel Thomas soll Callboy werden. Mit Stefan als Agent, sprich Zuhälter. Er hat einen erfolgreichen Callboy als Coach dabei – Rico (Julian Brodacz) bringt dem Versager die Grundregeln des Gewerbes bei.

Vier Männer in einer Kneipe – ungewohnt für eine Boulevardkomödie. Doch Autor Frank Piotraschke schafft eine gute Typen-Mischung, schreibt witzig und pointiert. Er nutzt das Thema käuflicher Sex zur Reflexion über den Umgang von Männern mit Frauen und umgekehrt. Thomas hat Erfolg als Auftragslover. Aber bei der Feier seiner 100. Buchung beschwert er sich, wie ihn manche Kundinnen

behandeln: in die Wange kneifen, auf den Po tatschen, in den Schritt greifen, dazu sexistische Sprüche. »Ich bin doch kein Objekt! Um das auszuhalten« ... »muss man wohl eine Frau sein«, ergänzt Kuddel lakonisch.

Der alternde Wirt hat die witzigsten Pointen: Konrad Adams spielt ihn norddeutsch trocken, erst als wütenden Grantler, der sich Gäste mit einem Besenstiel vom Leib hält. Als der zunächst unsympathisch arrogante Rico öfter auftaucht und zunehmend liebenswürdiger wird, blüht er leise und ganz differenziert auf. Wintersteller inszeniert sehr zart, wie beide bei Thomas' Wutrede hinter dem Tresen gemeinsam stumm Papierservietten falten und Rico Kuddel eine rote Papierrose reicht. Liebe ohne Worte. Man sieht Kuddel schmelzen. Neben der Lovestory darf im Boulevard Klamotte nicht fehlen: Im Streit, wer wem sein Geld verdankt, reißen sich Stefan und Thomas die Anzüge vom Leib und flüchten in Unterhosen. Benjamin Hirt überzeugt mit Thomas' Verwandlung vom Loser zum selbstbestimmten Mann, Heiko Dietz treibt den schmierigen Stefan mit seinem Dauerlachen gelegentlich in die Karikatur.

Regisseurin Wintersteller spielt geschickt und komödiantisch mit den Corona-Regeln: Jeder Akteur bedient hektisch den Desinfektionsspender am Kneipeingang, Kuddel wischt Tresen und Spielautomaten nach jeder Berührung ab, und der Besenstiel taugt auch als Versöhnungsstifter zwischen ausgestreckten Händen. So gewinnt man der Krise Vergnügen ab. ||

DIE SCHMALSPUR-GIGOLOS
theater ... und so fort | Hinterbärenbadstr. 2
(U6 Partnachplatz) | bis 18. Juli | Mi-Sa 20 Uhr
Tickets: www.undsofort.de

Anzeige



DER CHARLOTTENHOF DAS KLEINE STRANDHOTEL

Zwischen Ostseestrand und Bodden, umgeben von idyllischen Künstlervillen, lädt der Charlottenhof zum Ausatmen ein. Jetzt sorgt auch die Küche für tägliches Glück, vom üppigen Frühstück über den Nachmittags-Mohnkuchen bis hin zum Boddenzanderfilet mit geschmortem Rhabarber kann man sich zwischen Radtouren im Gegenwind und Spaziergängen am Strand ständig dem Genuss hingeben. Zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter.

www.charlottenhof-ahrenshoop.de



Der Charlottenhof GmbH
Grenzweg 3
18347 Ostseebad Ahrenshoop
Mecklenburg-Vorpommern
Reservierung / Rezeption
Telefon 038220-302
Wir freuen uns auf Sie!

Kein Fluch, sondern Zauber



Der Rundgang führt auch in den Hof (v.l. Helmut Dauner, Sophie Wendt, Arno Friedrich, Axel Röhrle) | © Felicitas Rall-Wirtz

Das TamS lädt zum Sommertheater – mit einem halbstündigen Rundgang durch seine Räume.

GABRIELLA LORENZ

Falls die Souffleuse wirklich flucht, tut sie das zu Hause im stillen Kämmerchen. Weil sie derzeit in geschlossenen Theatern nicht gebraucht und nirgends gehört wird. Auch nicht im TamS. Als drittes Münchner Privattheater wagen Anette Spola und Lorenz Seib die Öffnung für Publikum: Mit einem poetischen Parcours durch das verwinkelte und verwunschene Schwabinger Hinterhäuschen, das als TamS-Theater im Januar sein 50-jähriges Bestehen feierte.

Der Titel »Der Fluch der Souffleuse« ist nur ein Aufmerksamkeits-Catcher, aber die Aufmerksamkeit der Zuschauer wird sehr zielgenau auf das Live-Erlebnis Theater gerichtet. Im Zuschauerraum mit 70 Plätzen dürften unter Corona-Bedingungen höchstens 20 Leute sitzen – völlig unrentabel. Also macht man's anders: Alle 5 Minuten geht ein Besucher (oder zwei im Team) auf Theatererkundung.

Man kriegt auf silbernem Tablett ein sprechendes Kästchen gereicht, das einen leitet. Im leer geräumten Büro chillt einen die leise Klanglandschaft aus vielen Geräten herunter. Hört man vielleicht den Ruf des Kojoten? Danach wartet schon Burchard Dabinnus im Hof und lauscht auf eine Stimme aus dem Vorderhaus – jemand freut sich auf seinen Schiffsplatz für die Überfahrt nach Amerika: Hoffnung auf Zukunft.

Im Zuschauerraum stehen nur noch drei Stühle: Ein pompöser, geraffter Vorhang hebt sich, auf der Bühne auch drei Stühle. Irene Rovon disputiert mit der Off-Stimme von Maria Peschek frei nach Karl Valentin, ob die Welt schön ist oder es für den Menschen schöner wäre, nicht zu leben.

Im Foyer des ehemaligen Tröpferbads mit seinen originalen alten Heizöfen klingt Wasserplätschern, man sinniert mit Karl Valentin, warum es keinen Theaterzwang gibt, es gibt doch auch einen Schulzwang. Und in der Garage im Vordergebäude hängt zum Schluss eine Stahlnetzskulptur, während Videoschleifen immer wieder den sich öffnenden Vorhang und das TamS-Ensemble beim Verbeugen zeigen. Und schon öffnet sich das Tor zur Straße.

So nacherzählt klingt das banal. Der kleine Rundgang dauert auch nur ein halbes Stündchen. Aber das entwickelt in den Miniszenen die ganz eigene, versponnene, rätselhafte TamS-Aura, schafft Verwirrung und Verzauberung. Und ist damit mehr als nur ein halbes Sternstündchen. ||

DER FLUCH DER SOUFFLEUSE

TamS | Haimhauser Str. 13a | bis 19. Juli
Fr-So 16-20 Uhr (Zeitfenster buchen) | Reservierung: 089 345890 | tams@tamstheater.de

Jedermann stirbt für sich allein



Diana Marie Müller, Markus Böker und David Hang (v.l.) in »Jedermann« | © Chris Hirschhäuser

Georg Büttel inszeniert Hofmannsthals »Jedermann« im Hofspielhaus als Livehörspiel.

ANNE FRITSCH

Beim »Jedermann«, Hugo von Hofmannsthals berühmtem »Spiel vom Sterben des reichen Mannes«, denkt man an Salzburg, an den Domplatz, an Menschenmassen und Opulenz. Dass es auch anders geht, das wollte das Hofspielhaus in diesem Sommer zeigen: »Ich hatte mit Christiane Brammer den wagemutigen Plan entwickelt, eine »Jedermann«-Fassung für zwei bis drei Darsteller*innen zu konzipieren«, erzählt Regisseur Georg Büttel. »Ein Jedermann, eine Buhlschaft und ein Tod, wobei letztere auch die weiteren Rollen übernehmen. Wir haben auch ein tolles Team gefunden mit Markus Böker, Diana Müller und David Hang. Wir dachten an sekunden-schnelles Switchen zwischen den Rollen, aneinander Rumklettern und Aktionen mitten im Publikum.« Das war der Plan. Dann kam Corona. Und selbst das ohnehin reduzierte Konzept war auf einmal viel zu groß und nah.

Unterkriegen lassen wollte sich Büttel aber nicht: »Hier ist keiner Verschwörungstheoretiker, wir haben die medizinischen Notwendigkeiten zur Kenntnis genommen – aber uns war immer klar: Sobald es wieder möglich ist, wollen wir wieder Theater als Live-Erlebnis zeigen. Denn was nun so online geschah, war zwar mitunter spannend, aber doch immer nur eine Notlösung und kein Vergleich zum Spielen vor wirklichem Publikum.« Gemeinsam mit Christiane Brammer, der Leiterin des Theaters, überlegte er also Perspektiven in einer diffusen Lage. Klar war: Es würde etwas wirklich anderes werden. Nur ein Drittel der eigentlichen Plätze können angeboten werden. Hautnah miteinander agieren, durcheinander und durch das Publikum wirbeln, das war natürlich nicht mehr denkbar. Auch so zu tun, als wäre das unter

Hygienevorschriften Gezeigte eine ganz normale Theatervorstellung, war keine Option.

»Also haben wir uns auf das Genre des Livehörspiels besonnen, machen nun quasi ein Hofhörspiel. Die Darsteller*innen haben feste Stationen, es wird nun im Prinzip eine Lesung mit Soundeffekten, bei denen wir das Publikum einbeziehen können«, so Büttel. »So wird es bei Jedermanns großem Fest animiert, sich mit Gläsern und Flaschen am Platz zu beteiligen und eine Geräuschkulisse zu erzeugen.« Und er fand heraus: Die Andeutung dessen, was szenisch möglich wäre, kann auch spannend sein. »Das ist dann ein bisschen wie bei konzertanten Operaufführungen: Ich spiele meine Geliebte an, auch wenn die am anderen Ende des Hofs steht. Man muss das dann einfach konsequent denken und sich der Situation stellen, darf nicht sagen, ach wie schade, dass das oder das nicht möglich ist.« Außerdem sei es auch gar nicht so schlecht, bei einem Text mit »so viel Substanz mal alle barocke Überladung beiseite zu lassen und 100 Prozent im Text zu sein«. Büttel kennt das Stück gut, früher war er bei den Festspielen in Schwäbisch-Hall tätig, wo er ihn schon mal parodiert hat. Seitdem trägt er ein paar Grundideen dazu mit sich herum. Wenn der Regisseur Texte adaptiert, möchte er sein gedankliches Gerüst sichtbar machen, dem Text in seiner Vielschichtigkeit Raum geben, aber auch eine lebendige Spielsituation mit vielen virtuosen Rollenwechseln schaffen.

Der »Jedermann« hat gerade eine besondere Aktualität gewonnen, denkt Büttel: Einerseits sei er eine handfeste Kapitalismuskritik, stelle die Frage, wohin uns dieser führt. »Jedermann hat einen Finanzkreislauf benutzt und von ihm profitiert, ist aber nicht mehr Herr der Angelegenheit. Das gerät oft in barocker Opulenz in den Hintergrund, aber die Kritik an unserem Finanzsystem ist in ihrer Schärfe nur noch treffender geworden.« Noch brisanter aber ist in diesen Tagen »die Isolation des einzelnen Menschen, der getrennt ist von allem, was ihm lieb und teuer ist«, so Büttel. »Dieses einsame Sterben ist ein Thema der Stunde: Wie ist es, wenn du auf der Intensivstation oder im Altersheim liegst und dich niemand besuchen kann? Wie komme ich allein mit meinen letzten Lebensstunden zurecht? Das ist von jetzt auf gleich brennend aktuell geworden.« So ist der »Jedermann« nicht auf eine christliche Geschichte zu reduzieren, er stellt vielmehr allgemein menschliche Grundfragen. ||

JEDERMANN

Hofspielhaus | Falkenturmstr. 8 | 9., 11., 19., 25., 31. Juli, 1., 7. August | 20 Uhr | Tickets: 089 24209333 | www.hofspielhaus.de

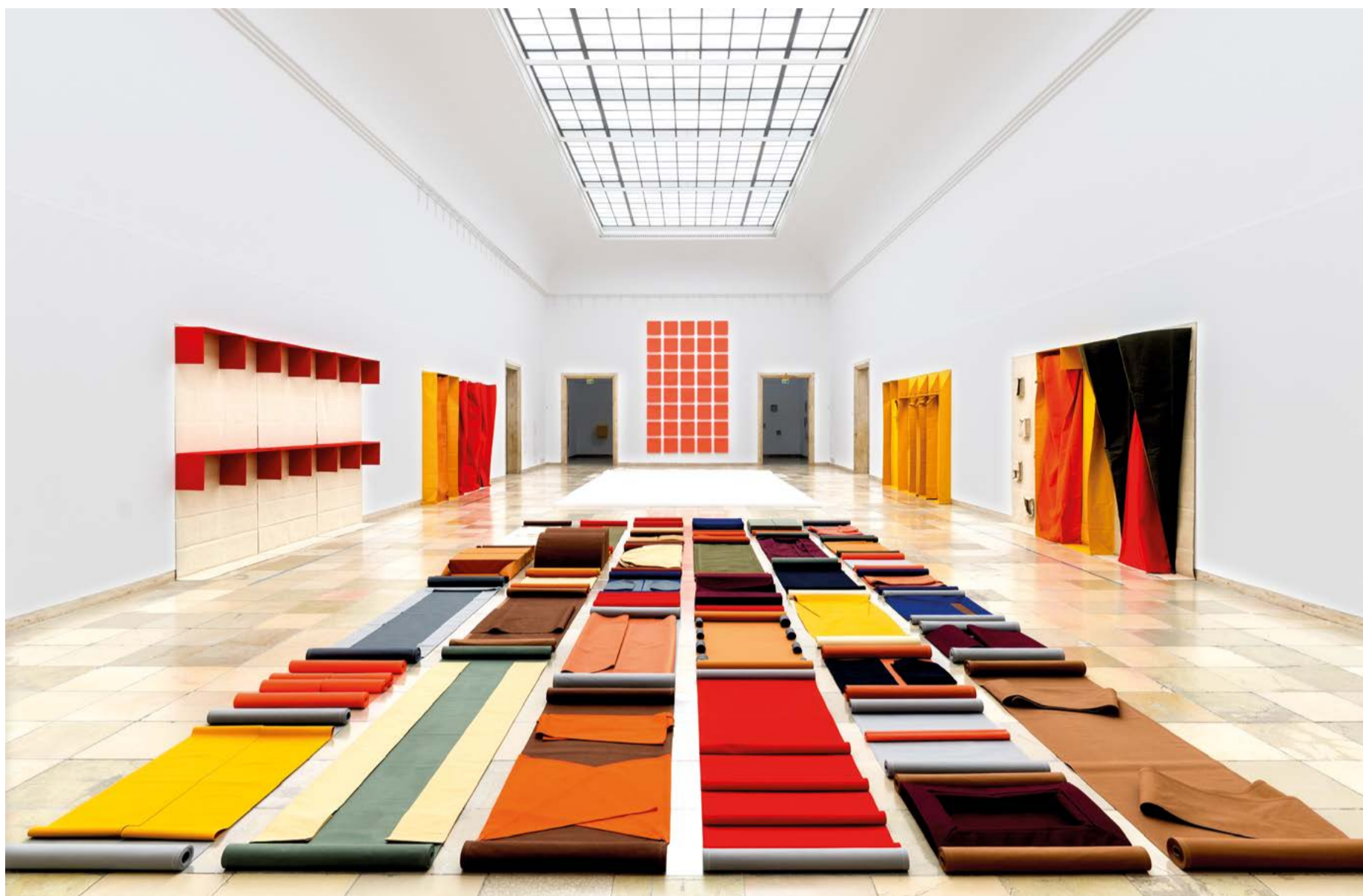
Anzeige

KOMMT
UND
SCHAUT!

WIR
SPIELEN
WIEDER!



SCHAU
BURG.NET



Installationsansicht »Franz Erhard Walther. Shifting Perspectives«, Haus der Kunst, 2020 | Foto: Maximilian Geuter, © VG Bild-Kunst, Bonn 2020 || unten: Franz Erhard Walther: »Versuch, eine Skulptur zu sein« | 1958 | Collection of The Franz Erhard Walther Foundation | Foto: Egon Halbleib, Franz Erhard Walther Foundation Archives, © VG Bild-Kunst, Bonn 2020

Handlung als Werk

Jenseits von Bild und Skulptur: Das Haus der Kunst zeigt eine fulminante Retrospektive des Konzeptkunst-Pioniers Franz Erhard Walther.



THOMAS BETZ

»Handstücke«, »Nähungen«, »Körperformen«, so sind Werkgruppen um 1963 betitelt, »Schreitbahnen« und »Schreitsockel« der 70er Jahre verweisen auf situationsbedingte Erfahrungen, und dann gibt es in der großen Retrospektive von Franz Erhard Walther im Haus der Kunst auch den mittlerweile legendären »1. Werksatz« zu sehen, eine 1963–1969 entstandene Reihe von 58 textilen Objekten, die Menschen Aktionen und Interaktionen im Raum ermöglichen, zum Handeln auffordern.

Einige wurden zur und nach der Eröffnung der Ausstellung am 5. März von Performern live demonstriert, was coronabedingt nicht mehr möglich ist. Obwohl es darunter Objekte gibt, die auf Distanz manövriert werden: »Sehkanal«, eine Stoffbahn, die von zwei Personen über den Kopf gezogen und viele Meter weit straff gespannt wird. Andere Objekte wiederum stellen Nähe her und ermöglichen eine Sensibilität für Veränderungen der Parameter im Raum, etwa wenn sich mehrere Menschen bei »Kurz vor der Dämmerung« hintereinander zu einer Schlange formieren. Der komplette »1. Werksatz« liegt in der Schau auf einer großen Podestfläche als Lager geordnet, in eigens gestaltete Hüllen verpackt. Der Betrachter kann sich seiner Vorstellungskraft bedienen und auch die Fotodokumentation von Tim Rautert mit allen Aktionsformen studieren.

Die Radikalität und Konsequenz solcher Aktivierungskunst-Arbeiten damals in Deutschland lässt sich von heute aus kaum ermessen. Wobei auch heute noch die Konsequenz der Formulierungen überzeugt – und

das Grundkonzept dieser neuen Kunst, »dass der Betrachter zum Benutzer wird und der Einzelne Partner erhält, dass Dialoge entstehen oder rein visuelle Erlebnisse durch räumliche und zeitliche ergänzt werden«, wie es der Kunsthistoriker Götz Adriani schon 1973 in der ersten Werkmonographie formulierte.

Der 1939 in Fulda geborene Bäckerssohn besuchte die Werkkunstschule in Offenbach, wechselte an die Frankfurter Städelschule, wobei ihm seine Abwendung vom traditionellen Bild – er präsentierte die Rückseiten älterer Malereien als Werke – die Exmatrikulation eintrug. Auf der nächsten Station, in der Klasse von Karl Otto Götz an der Düsseldorfer Kunstakademie, beschäftigte er sich statt mit Themen und künstlerischen Handschriften eher mit Materialprozessen. Das zeigt in der Ausstellung »Luftkissen aus der Illustrierten-Werbung« (1963), eine Pop-Anzeigencollage, die mit dem Raster-Format und der Abspolterung und dem »rohen« Material Papier auf Walthers spätere Prinzipien vorausweist. Jedenfalls schockte das Bildobjekt die Besucher des Kunstkreises in Fulda. Walther verteilte und schichtete damals schon – zwischen Bild und Skulptur – dünne Papierbögen im Raum, bestrich Fleisch-Einwickelpapier mit Kleister, dessen Trocknung unkontrollierte

Formen zeitigte, oder schloss Luft in zusammengeklebte Bögen ein.

1963 schuf er die ersten textile Objekte, »Vier Körperformen«: organische, gewölbte Kissen mit geschwungenen Konturen. Die treten in Dialog mit dem Körper, wenn man sie etwa an Hals, Hüfte, Schulter anlegt, und das Konzept dahinter, erläuterte Walter zur Eröffnung, ist radikal: Der Mensch wird dabei zum Sockel der Skulptur. Spätere Arbeiten wiederum werden zum Sockel, zum Bezugsraum für den agierenden Menschen. Seine erste Ehefrau Johanna Walther war Textiltechnikerin; sie hat seine Werke genäht und tut das bis heute. Die Akademiekollegen in Düsseldorf machten eine Kissenschlacht mit seinen Arbeiten und Beuys, Richter und Polke rissen ihre Witze: Der Walther sattelt jetzt auf Schneider um. In New York, wo Walter ab 1967 ein paar Jahre lebte und sein »1. Werksatz« im MoMA gezeigt wurde, fühlte er sich besser verstanden. Der »Goldene Löwe« der Biennale 2017 als bester Künstler bestätigte seine Bedeutung bis heute.

Eine andere Grenzüberschreitung ist Walther ebenfalls stets aufs neue geglückt: die zwischen Malerei, Skulptur und Architektur. Wobei seine Werke die hohen, mächtigen Räume und das NS-Pathos im Haus der Kunst

aufs Schönste verwandeln: mit Klarheit und humaner Haltung. Durch das warme Gelb, satte Bordeaux und leuchtende Rot etwa seiner »Raumelemente«, überlebensgroßen »Körperformen« und der Objekte und Stationen seiner »Wandformationen«. Denn von den unscheinbaren Tönen der Papier- und Stoffmaterialien wechselte er zur gesättigten Farbe, die seinen Arbeiten zusätzlich Kraft spendet. Deutlich wird das auch in den »Raumabnahmen«, das sind maßstabsgetreue textile Abformungen des Raums seiner ersten Ausstellung in Fulda (in einem Ziegelton) und seines Hamburger Ateliers (in Blau). Von 1971 bis 2005 war er Professor für Bildhauerei an der Hamburger Hochschule, und seine Schüler schwärmten von ihm, darunter Rebecca Horn, Martin Kippenberger, Santiago Sierra, und Tino Sehgal. Über sechs Jahrzehnte spannt sich sein Œuvre und Walthers Werk ist noch nicht zu Ende gedacht. Ein System sinnlicher Zeichen, das Ordnungen immer wieder neu finden lässt. ||

FRANZ ERHARD WALTHER. SHIFTING PERSPECTIVES

Haus der Kunst | Prinzregentenstr. 1 | bis 29. November | Mo–So 10–20 Uhr, Do bis 22 Uhr (mit Mund-Nasen-Schutz) | Kuratorenführung mit Jana Baumann: 14. Juli, 18 Uhr (Anmeldung erforderlich) | Führungen: Sa/So, 16.30 Uhr (max. 10 Personen) | Der schöne Katalog (Hatje Cantz, 290 Seiten, 260 Abb.) kostet im Haus 49 Euro | www.hausderkunst.de

**Ansichten der Baustelle
STOA169** | © STOA169 (2)
**Bernd Zimmer: »Reflexion
über Blitz«** | 2019 | Acryl auf
Leinwand, 200 x 160cm
© Bernd Zimmer und Galerie
Jahn Pfefferle



ERIKA WÄCKER-BABNIK

Ein Ausflug nach Polling, ein kurzer Fußmarsch an der Amper entlang, ein paar Schritte über die Wiese, dann steht sie vor einem: STOA169, die steingewordene Vision des Künstlers Bernd Zimmer. Genauer gesagt, sie wird vor einem stehen. Noch endet die Reise am Bauzaun, denn die Säulenhalle befindet sich aufgrund von Corona noch im Aufbau. 121 von internationalen Künstler*innen individuell gestaltete Säulen müssen für die Installation aus allen Regionen der Welt herangeschafft, per Kran über die vorgefertigten Stahlbetonstützen gestülpt und mit einem Dach bedeckt werden. Im September wird dann der erster Teil der tempelartigen Phantasiarchitektur mit dem griechischen Namen eröffnet werden, ein Bauwerk ohne spezielle Funktion, ohne kommerzielle Ausrichtung, ohne öffentlichen Auftrag mitten in der Natur im Pfaffenwinkel: ein Statement für die Freiheit der Kunst.

Hinter alledem steht ein Künstler und sein langgehegter Traum: namhafte Künstler*innen von allen fünf Kontinenten für ein weltumspannendes Gemeinschaftsprojekt zu gewinnen und mit einer kollektiv getragenen Säulenhalle ein Symbol für »internationale Solidarität, Grenzenlosigkeit und friedliche Koexistenz« zu setzen. Die Idee kam Bernd Zimmer bereits vor 30 Jahren auf einer Reise nach Indien, wo ihn die hinduistischen Tempelanlagen mit den unzähligen individuell gestalteten Säulen beeindruckten. 2016 fuhr er erneut dorthin und beschloss, seinen Traum Realität werden zu lassen: Er gründete eine Stiftung, berief ein Kuratorium, mobilisierte finanzielle Förderer und Unterstützer, kaufte einen Wiesengrund in der Nähe seines Wohnortes Polling bei Weilheim, benannte eine Fachjury und legte los.

Seit 40 Jahren kennt man Bernd Zimmer als Maler großformatiger, farbintensiver Bilder. In seiner aktuellen Ausstellung in der Galerie Jahn Pfefferle lädt er die Besucher ein, im Rückblick den künstlerischen Weg nachzuvollziehen, der ihn zu STOA169 führte. Die pulsierende Kreativität des 71-jährigen ehemaligen »Jungen Wilden«, der Berliner Malerguppe, die Ende der 70er Jahren mit ihrer expressiven figurativen »heftigen Malerei« der Kunst neue Impulse verlieh, ist durch alle stilistischen Wandlungen hindurch bis heute ungebremst. Zum einen ist da das kompromisslose Bekenntnis zur Malerei als Medium und damit zur Farbe, zum anderen die gestisch-abstrakte Malweise, die ihren Halt im Assoziativen, in der Imagination findet: Man erspürt Landschaften, Natureindrücke und

kosmische Ereignisse, die den sinnlich-poetischen Kompositionen von Bernd Zimmer zugrunde liegen. Angefangen von den frühen Reisefeldbildern der Indonesien-Serie über die an Mark Rothko erinnernden meditativen Wüstenimpressionen aus Libyen und Namibia bis hin zu den geheimnisvollen Figuren, die wie schattenhafte Wesen aus den komplementären Farbflächen der Südsee-Bilder auftauchen, nachdem er 1995 mit einem Frachtschiff die Marquesas-Inseln bereiste – das Museum Fünf Kontinente zeigt sie im Dialog mit Tiki-Skulpturen. Und schließlich die eruptiven Farbexplosionen der »Cosmos«-Serie.

Von den vielen Reisen der letzten Jahrzehnte in alle Winkel der Erde hat Bernd Zimmer, der auch Philosophie und Religionswissenschaften studiert hat, nicht nur die Inspirationen zu seinen Bildern mitgebracht, sondern auch die Vorstellung eines allumfassenden Naturbegriffs und seine Vision von einer innigen Symbiose von Natur und Kunst. STOA169: Auch wenn sich die Idee an den indischen Tempeln entzündete, hat Zimmer den Namen für sein Projekt dem Gebäudetypus der griechischen Säulenhalle im antiken Athen entlehnt, was nicht ganz unpassend ist, davon leitet sich nämlich auch die griechische Philosophie des Stoizismus ab, eine Lehre, die

Tempel der Kunst

Mit seinem Projekt STOA169 auf einer Wiese bei Polling verwirklicht Bernd Zimmer seinen Lebenstraum: eine Halle, deren Säulen von Künstler*innen aus aller Welt gestaltet werden. Die Galerie Jahn Pfefferle und das Museum Fünf Kontinente zeigen seinen Weg als Maler, der zu dieser Idee führte.

auf einer ganzheitlichen, alle Naturerscheinungen umfassenden, universellen Weltsicht basiert und Gelassenheit und emotionale Selbstbeherrschung propagiert. Die Anzahl von ursprünglich 169 Säulen (13 x 13) wurde inzwischen auf 121 (11 x 11) reduziert, der Name aber beibehalten – vielleicht werden nachfolgende Generationen einmal die Lücke mit ihrem eigenen Kunst-Kanon auffüllen. Denn Bernd Zimmer wollte sich und seinen subjektiven Vorlieben bei der Auswahl der Künstler*innen treu bleiben: Die Künstlerliste liest sich wie ein Who's Who der internationalen Kunstwelt.

Mit seiner leuchtend blauen »Kosmos-Säule« hat sich Bernd Zimmer natürlich auch selbst ein Denkmal gesetzt. Um dieses herum füllt sich das Feld nun nach und nach mit den unterschiedlichsten Entwürfen aus aller Welt. Alle Künstler*innen müssen den Vorgaben von 3,90 Meter Höhe und maximal 91 cm Durchmesser bei ihren Säulen folgen. Material, Technik und Gestaltung sind dabei freigestellt, von elektrifizierten Modellen abgesehen, was bestimmte künstlerische Positionen von vorneherein ausschließt – oder aber zu findigen Lösungen führt: Die österreichische Lichtkünstlerin Brigitte Kowanz wird zwei schmalere Säulen beitragen, die per Strichcode miteinander kommunizieren.

Was man jetzt schon erahnen kann: Es wird eine bunte Mischung an Stilen, Formen, Farben und Inhalten werden, eine disparate Zusammenstellung, die manch strengem Ästheten die Sprache verschlagen mag: Da ist die goldene Knotensäule von Magdalena Jetelová neben der leuchtendbunten »Wave«-Säule des Kubaners Diango Hernández; ein streng Konzeptioneller wie Lawrence Weiner steht neben dem Spaßvogel Erwin Wurm mit seiner Gurken-Säule; die Installation aus Ghana zum Thema Sklavenhandel nahe den verschobenen Kuben des Schweizers Beat Zoderer; eine bemalte Holzskulptur von Mimmo Paladino neben gelben Bauschuttröh-

ren des Griechen Andreas Angelidakis; gestapelte Blechfässer der Nigerianerin Sokari Douglas Camp, Lehm von Hansjörg Voth, Marmor von Ayşe Erkmen und polynesischen Schnitzkunst ... Eine Diagonale wird freigehalten, um jährlich eine Säule durch eine internationale Kunstakademie gestalten zu lassen. Und man darf sehr gespannt sein, was bis September und danach noch alles kommen wird! Dass diese krude Mischung trotzdem als Ganzes wunderbar funktionieren wird, liegt an der strengen quadratischen Anordnung und dem beruhigenden Grün der Umgebung. Die Wandelhalle mit ihren 121 Säulen verspricht ein großartiges sinnliches Erlebnis zu werden, ein spannender Entdeckungsparcours durch die vielfältige Welt der Kunst und der Menschen dahinter. Jede der Säulen erzählt eine eigene Geschichte, die per App nachzulesen ist. Es ist eine Vielfalt, die in ihren polarisierenden Kontrasten ausgehalten werden muss, von den Künstler*innen selbst wie auch vom Publikum. Es geht darum, sich zu einem Konzept zu bekennen, das auf Diversität und Gleichberechtigung beruht, das das Andere, das Fremde unmittelbar neben sich zulässt. Eine Utopie, die von STOA169 eingelöst werden könnte. ||

STOA169

Ammerberg, Nähe Parkplatz an der Ammer, B472, 82398 Polling | Informationen und Wegbeschreibung unter: www.stoa169.com

BERND ZIMMER. TERRANAUT. MALEREI – DIE IDEE STOA169

Galerie Jahn Pfefferle | Reichenbachstraße 47-49 Rgb. | bis 8. August | Di-Fr 13–18, Sa 12–16 Uhr | www.galeriejahnpefferle.com

BERND ZIMMER. TIKIMANIA. DIE MARQUESAS-INSELN UND DER EUROPÄISCHE TRAUM VON DER SÜDSEE

Museum fünf Kontinente | Maximilianstr. 42
10. Juli 2020 – 28. Februar 2021 | Di-So
9.30–17.30 Uhr | www.museum-fuenfkontinente.de

Anzeige

NACHHALTIG
SOZIAL
WERTVOLL
Ökologischer Druck seit 1999

Ulenspiegel Druck

Birkenstraße 3 - 82346 Andechs
Tel.: 08157 / 99 75 9-0 - Fax: 08157 / 99 75 9-22
mail@ulenspiegeldruck.de
www.ulenspiegeldruck.de

Faden an Faden

Die Stuckvilla präsentiert aktuelle Tapisserien von Margret Eicher und Beate Passow, das Augsburgische Textilmuseum historische Quilts im Dialog mit zeitgenössischer Kunst.

JOACHIM GOETZ

Wenn unsere digitale Welt mal aus den Angeln gehoben wird, Magnetsturm, Polsprung oder so was, dann überlebt vielleicht Analoges wie textile Kunst. Und damit doch ein Stück Digitalität. Denn im Gegensatz zu alten, von Hand gefertigten Gobelen und Tapisserien werden viele dieser jüngeren textilen Wand-Kunstwerke auf digitalen Webstühlen fabriziert. Vorteil: So lassen sich selbst klitzekleine Details mit erstaunlicher Präzision in Gewebe ummünzen. Die Webereien wirken mitunter wie riesige Fotografien – die oft ihre Grundlage sind.

Mehrere Ausstellungen laden derzeit zum manchmal vergnüglichen, immer aber anschaulichen Vergleich ein. In der Villa Stuck in München sind die Tapisserie-Ausstellungen »Lob der Malkunst« von Margret Eicher und »Monkey Business« von Beate Passow zu sehen. Das TIM, das Staatliche Textil- und Industriemuseum Augsburg, präsentiert einen Vergleich von 50 amischen handgenähten Quilts und ausgewählter zeitgenössischer Kunst.

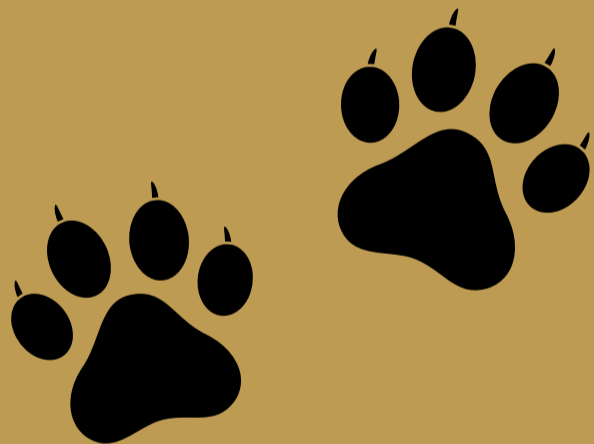
Die Gemeinsamkeiten von Eicher und Passow, die auch im TIM vertreten ist, beschränken sich so ziemlich auf die verwendete Technik: fotografische Collagen, die in großformatige Bildteppiche übersetzt wurden. Eicher, geboren 1955 in Viersen, bezieht sich auf barocke, symmetrische, oft zentralperspektivisch aufgebaute Kompositionen, die sie mit aktuellen Motiven füllt – wobei etwas komisch Surreales entsteht. Ähnlich wie bei Gilbert & George wird die Nähe zum ästhetischen Kitsch geradezu gesucht. »Assunta« zeigt etwa Madonna, also die Pop-Ikone, in irgendwie erotischer Unterwäsche, weil einige kleine Satansengel ihr den Mantel wegziehen. Ihre Himmelfahrt – was Assunta eigentlich bedeutet – geschieht mittels Beamen. Überhaupt erinnert das Arrangement mit gläsernem Cockpit und stilisierten Raumschiffen an einen Himmel anderer Art. Ähnlich schrill unterläuft Eicher auch das Thema »Göttliche Liebe« (2011). Vor dem Hintergrund einer Messe im Petersdom küssen sich im Bildzentrum zwei Männer (aus einer Berliner Tole-



Rose Stach: »Resistance« | 2013 | Videoinstallation auf Orientteppich | © Rose Stach, Gräfelfing, Foto: Gisbert Stach || Ein Quilt aus der Augsburgischen Ausstellung: Log Cabin/Straight Farrow (Sonderform eines Barn Raisings) | ca. 1950 | Amish, Midwestern | aus Sammlung Wurzer, München | Foto: Andreas Brücklmair || Margret Eicher: »Assunta« | 2020 | Digitale Montage/Jacquard | © Margret Eicher

Anzeige

von Svealena Kutschke



zu unseren Füßen,
das gold,
aus dem boden
verschwunden

ab 02.07.2020

Metropol

metropoltheater.com

ranzkampagne), daneben der Heiland aus Caravaggios Dornenkrönung – und alles unter dem vielfach wiederholten Label: »Liebe verdient Respekt«. Ähnliche Verschränkungen und Vermixungen wiederholen sich. In ihrem Kosmos (präsentiert in Stucks Repräsentationsräumen, teils vor deren Brüsseler Tapisserien) dürfen auftreten: Martin Kippenberger, Scarlett Johansson, Michail Chodorkowski, Michel Piccoli oder die schwangere Beyoncé, die in eine Frankfurter U-Bahn-Station platziert als Verkörperung von Botticellis »Geburt der Venus« fungieren darf.

Thematisch viel eindeutiger erscheint Beate Passows schwarz-weiß gehaltener Zyklus »Monkey Business«, der – von ungewöhnlichen, mythischen oder animalischen Kreaturen bevölkert – die politischen Abgründe des gegenwärtigen Europa, der herrschenden Systeme, ökonomischen Strukturen und politischen Bewegungen aufs Korn nimmt. Sie wählt klar erkennbare Orte. In »Gibraltar« (2017) sitzt auf dem Felsen ein Affe auf historischem Kanonenrohr, blickt als Wächter Europas – ein Affe! – auf das nahe Afrika. Ein Trümmerhaufen aus Flüchtlingsbooten mit dem Skelett eines Kentauren zielt »Lampedusa«. Und in »Paris« (2019) haben Gelbwesten die Skulptur der Marianne vom Sockel gerissen und ihr, wie's aussieht, das rechte Auge ausgeschossen. »Tschernobyl«: ein ruiniertes Raum voll von fliegenden Strahlen-Warnzeichen und figürlichen Verheißungen. »Brexite« und »Dublin« (2020) thematisieren den britischen EU-Austritt. Und in »Budapest« geißelt die Münchner Künstlerin gleichzeitig Flüchtlingskrise und immer schamloser auftretenden Neofaschismus. Die Hauptakteure sind keine Helden – wie in der traditionellen historischen Tapisserie – sondern irgendwie entmenslichte Wesen. Gesellschaftliche Kälte auf warmem Werkstoff.

Angefertigt wurden Passows Tapisserien auf den Webstühlen des Augsburgischen Textilmuseums, wo die ersten fünf Arbeiten 2017 auch gezeigt wurden. In seiner neuen Schau »Amish Quilts meet Modern Art« startet das TIM einen Dialog in 14 Kapiteln zwischen moderner Kunst und weithin bewunderten farbenprächtigen Decken der Amischen, die sich selbst »die einfachen Leute« nennen und eine amerikanische Religionsgemeinschaft deutsch-schweizerischen Ursprungs sind. Dabei erhalten nicht bloß textile Kunstwerke

wie etwa eine Patchwork-Decke des radikalen US-Amerikaners Mike Kelley (1991) oder die Videoinstallation auf Orientteppich »Resistance« der Münchnerin Rose Stach (2013) die museale Ehre. Kinetische und grafische Werke, Mixed Media-Arbeiten, Malereien von insgesamt 22 internationalen Künstlern dürfen sich mit den von kraftvollen geometrischen Mustern geprägten Gebrauchsdecken der Amischen messen, die alle aus der Münchner Privatsammlung Wurzer stammen.

Eröffnet wurde das Museum vor zehn Jahren in den vom Grazer Klaus Kada umgebauten und dem Stuttgarter Atelier Brückner innen gestalteten Hallen der einstigen Augsburgischen Kammgarnspinnerei. Am Ort der traditionsreichen Augsburgischen Textilindustrie erleben Besucher natürlich auch deren Historie: in der Dauerausstellung unter den vier Perspektiven »Menschen«, »Muster«, »Mode« und »Maschinen«. Neben ratternden historischen Webstühlen produzieren hier auch die viel ruhigeren High-Tech-Maschinen nicht nur Passow-Kunst, sondern auch diverse bezahlbare Stoffe, etwa das tim-Schlusstuch (für 9,90 Euro) oder das Fugger-Barchent (19,90 Euro). Daneben zeigt das TIM auch zukünftige Anwendungsbereiche: Intelligente Kleidung, künstliche Muskeln (ohne anabol-androgenes Steroid-Doping) oder futuristische Produkte aus Carbon. Wer also in der Villa Stuck auf den musealen Textil-Trichter gekommen ist, muss in die Fuggerstadt. Das TIM bildet, lohnt sich, macht Spass. Und zeigt immer wieder was Neues. ||

AMISH QUILTS MEET MODERN ART

tim | Provinostr. 46, 86153 Augsburg | bis 25. Oktober | Di-So 9-18 Uhr (mit Mund-Nasenschutz) | Kunstvermittlung So/Fei 14-16 Uhr | Der schöne Katalog (Deutscher Kunstverlag, 216 Seiten) kostet 24 Euro | www.timbayern.de

MARGRET EICHER. LOB DER MALKUNST BEATE PASSOW. MONKEY BUSINESS

Museum Villa Stuck | Prinzregentenstr. 60 | bis 13. September | Di-So/Fei 11-18 Uhr (mit Mund-Nasenschutz) | Führungen mit Margret Eicher: 15.7., 5./26.8. (mit Anmeldung: villastuck@muenchen.de, 089 45 55 510) | Die Kataloge erscheinen demnächst und kosten ca. 20 Euro | www.villastuck.de

Der Mensch zwischen den Stühlen

Die Künstlerin Ilana Lewitan hat eine eindrucksvolle Installation zum Thema Ausgrenzung und Diskriminierung entwickelt. Unter dem Titel »Adam, wo bist Du?« ist die raumfüllende Arbeit jetzt im Museum Ägyptischer Kunst in München zu sehen.

CHRISTA SIGG

Man muss schon geschickt sein, um im Spiel zu bleiben. Kinder lernen das ganz schnell bei der »Reise nach Jerusalem«: Wer nicht zum Sitzen kommt, fliegt raus. Im Staatlichen Museum Ägyptischer Kunst erfährt dieser scheinbar so amüsante »Tanz um den Sessel« jetzt eine fatale Variante, denn über die Farbe der Eintrittskarte ist der Platz bereits zugewiesen. Wer Pech hat, landet auf dem Boden, weil etwa die Sitzfläche fehlt, ein Bein gebrochen ist oder der Stuhl unerreichbar hoch auf einer Stange thront. Fast wie für den Schiedsrichter beim Tennis, nur eben ohne Leiter.

Ilana Lewitan hat sich diese frapierend einfache und zugleich so vielsagende Möbelsammlung einfallen lassen. Dazugehören kann von vielen Faktoren abhängen – oder eben der pure Zufall sein. Der wilde Stuhlmix ist Teil ihrer raumfüllenden Installation »Adam, wo bist Du?«, in der sie einer ganz zentralen Frage nachgeht: »Was wäre, wenn Jesus 1938 gelebt hätte?« Man kann sich das leicht ausmalen, zumindest in Deutschland, und die Münchner Künstlerin gibt auch gleich selbst die überdeutliche Antwort.

Ein zum Plakat vergrößerter »Schutzhaftbefehl« der Geheimen Staatspolizei ist auf einen gewissen »Jehoshua Israel ben Joseph« ausgestellt, »geboren am 24.12.1908 in Nazareth, von Beruf Handwerker und Wanderprediger, ledig, staatenlos, Jude, wohnhaft in München und obdachlos«. Die Religion allein hätte für eine Festnahme genügt – und in der Folge das Todesurteil. Tatsächlich fällt der Blick auch gleich ans andere Ende des Ausstellungssaals, wo die Hülle eines über drei Meter hohen Korpus in Gestalt eines KZ-Häftlingsanzugs samt gelbem David-Stern vor einem Kreuz schwebt. Die Gaskammer, die unendlichen Qualen, die Verhöre, die Foltermethoden der Nazis – vieles wird hier angetippt. Und obgleich dieser Schlusspunkt der Installation allzu demonstrativ daherkommt, berührt er.

Ilana Lewitan hat es bei diesen univoken Bildern freilich nicht belassen, das macht dann auch wieder die Qualität der Arbeit aus. Denn zum einen wird die Figur Jesus von Nazareth gerade von jüdischer Seite eindringlich beleuchtet. Und hier formuliert die vor einem Jahr verstorbene ungarische Intellektuelle

Ägnes Heller die vielleicht überzeugendsten Argumente für diese künstlerische Auseinandersetzung mit dem Gekreuzigten: Jesus, sagt sie, würde in allen Welten, zu allen Zeiten, zum Tode verurteilt werden. Natürlich während des Nazismus gleich zu Anbeginn, noch vor der »Weißen Rose«. Weil er eine »rebellische und reine Natur« gewesen sei, und mehr noch »ein radikal guter, radikal freundschaftlicher Mensch«.

Zum anderen weitert Ilana Lewitan das Thema der Ausgrenzung über den konkreten Fall Jesus und den Antisemitismus hinaus aus. An verschiedenen Hörstationen kommen Menschen zu Wort, die sich erst ihren Platz und ihr »Sein« erkämpfen mussten und immer noch müssen. Etwa ein junger Geflüchteter aus dem Iran, der in München eine Lehre macht und dessen Freund an der Grenze zwischen Syrien und der Türkei erschossen wurde. Oder eine Fotografin, die als Mann geboren wurde, sich jedoch immer schon als Frau gefühlt hat.

Ilana Lewitan, die als Malerin farbintensiver, rätselhafter Bilder bekannt wurde, will

vermitteln, wie es sich anfühlt, wenn man ausgeschlossen wird. Und von der Nationalität bis zum Geschlecht kann da einiges den Ausschlag geben. Manchmal genügt es, zur falschen Zeit zu leben. Zwischen dem Ende des NS-Terrorregimes und ihrer Geburt liegen keine 16 Jahre, Lewitan kam in der ehemaligen »Hauptstadt der Bewegung« als Tochter von zwei Überlebenden der Schoah zur Welt. »Die tragischen Erfahrungen der Eltern prägen bis heute meine Gefühlswelt«, sagt die Künstlerin. Und selbstredend auch ihr Schaffen.

Für die Münchnerin ist das Haus der altägyptischen Kultur mitten im Kunstareal der ideale Ort für diese Installation, die durch die dräuenden Klänge des Komponisten Philippe Cohen Solal (u. a. mit Omer Meir Wellber am Akkordeon) noch einmal eine weitere Spannung erfährt. In diesem Viertel hatte sich die NSDAP ausgebreitet und ihren unheimlichen Machtapparat eingerichtet. Der Platz, auf dem das Museum heute steht, war für einen Kanzleibau der Partei vorgesehen, und die unterirdische Bunkeranlage wurde bereits während des Krieges fertiggestellt und musste für den Bau des Museums abgebrochen werden.

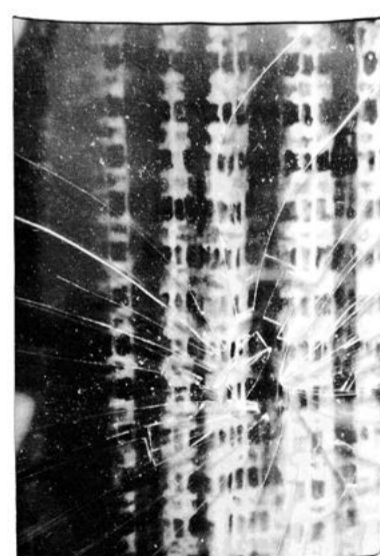
Entsprechend hat Direktorin Sylvia Schoske für dezidierte Interventionen in die ständige Sammlung plädiert. Und die Kultur am Nil mit ihren jahrtausendealten Objekten bietet wiederum ein gutes Terrain für Ilana Lewitans Einwurfe. Ob sie sich nun in eine Kennkarte aus dem Dritten Reich oder einen israelischen Pass aus den 1970er-Jahren kopiert. Oder ob sie selbst in sehr unterschiedliche Identitäten schlüpft und sich im Stil von Cindy Sherman mal als Muslimin, mal als schwarzes Rasta-Girl oder als blauäugige Wasserstoff-Blonde abbildet. Neben den eingangs erwähnten Stühlen sind das sicher die eindrucksvollsten Denkanstöße. ||

»ADAM, WO BIST DU?«

Staatliches Museum Ägyptischer Kunst
Gabelsbergerstraße 35 | bis 10. Januar
Di 10–20, Mi–So/Fei 10–18 Uhr | Der reich
bebilderte Katalog hat 106 Seiten |
www.smaek.de



Ilana Lewitan:
»Adam, wo bist du?«,
2019/2020 – Detail aus der
Rauminstallation,
diverse Verbandskästen
© Ilana Lewitan



Florian Süßmayr: »Thalkirchnerstraße
Asbachstüberl (I)« | 2020 | Webteppich | 238 x 163 cm
© Florian Süßmayr, Courtesy Galerie Rüdiger Schöttle
Foto: Winfried Petzi

In diesem Bild ist alles drin: Die gesprungene Glasscheibe, bei der man an Marcel Duchamps Konzeptkunst mit dem Zufall denken kann, aber auch an den rauen Charme des Glasscherbenviertels um den Schlachthof herum, an ein Bierstüberl, wo auch Schnaps konsumiert wird und drinnen mal ein Glas und draußen eine Scheibe zu Bruch geht, an Punk-Kultur, dann die Bildtechniken der Fotografie und wie sie die »Wirklichkeit« umformulieren und nicht zuletzt die Malerei als Medium, die vor der Fotografie das Fenster zur Welt war. Wobei dieses Bild von Florian Süßmayr, »Thalkirchnerstraße Asbachstüberl (I)«, einen Vorhang zeigt, genauer eine Gardine vor Dunkelheit. Und die wurde fotogra-

Zwischen Vorhang und Oberfläche

Der Münchner Maler Florian Süßmayr zeigt neue Gemälde und Gewebe in der Galerie Rüdiger Schöttle.

fiert, dann gemalt, noch einmal oder mehrfach – erst jetzt mit dem Glas – fotografiert und zuletzt, mittels digitaler Daten, auf einem Webstuhl des Augsburgers Textil- und Industriemuseums (siehe Seite 14) als Gewebe materialisiert, als Foto-Bild-Leinwand und Wandbehang.

Thema der Ausstellung mit neuen Bildern des Münchner Malers in der Galerie Rüdiger Schöttle ist die Oberfläche, denn hier agiert der Künstler und darauf trifft der Blick. Das »Geschirrtuch« hat Falten, wie sie Bonnard interessiert hätten. Die mit Werbung gezielten Schilder und Aufsteller, Langnese oder Löwenbräu, die das Tagesangebot vor dem Kiosk oder am Ausschank signalisieren, sind nicht mit Kreide beschriftet, sondern wunderbar in Öl auf Hartfaserplatte gemalt. Wobei die Aufsteller sowohl Bilder sind als auch Süßmayrs Bilder Aufsteller wurden. Und das Gemälde des Heiligen Sebastian auf Leinwand zeigt nicht nur die Pfeile, die sich in Haut und Fleisch bohren, sondern auch seltsame Kratzer auf der – auf welcher? – Oberfläche.

»Selbstportrait Schillerstrasse« zeigt ähnliche Kratzer, dazu Schlieren auf der Glas-

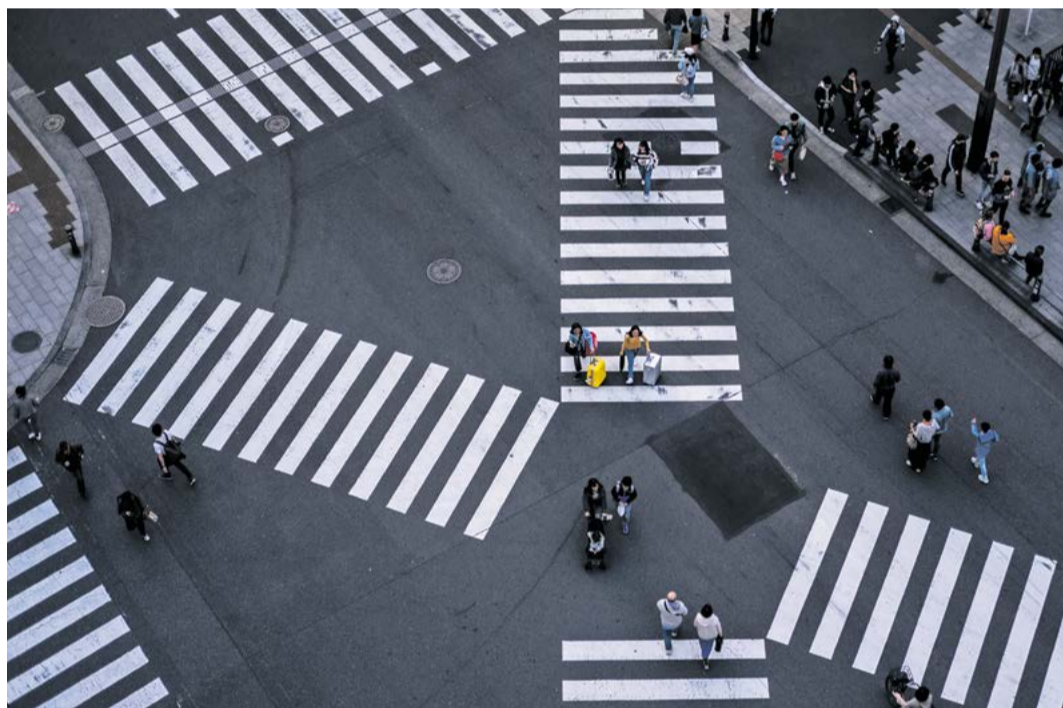
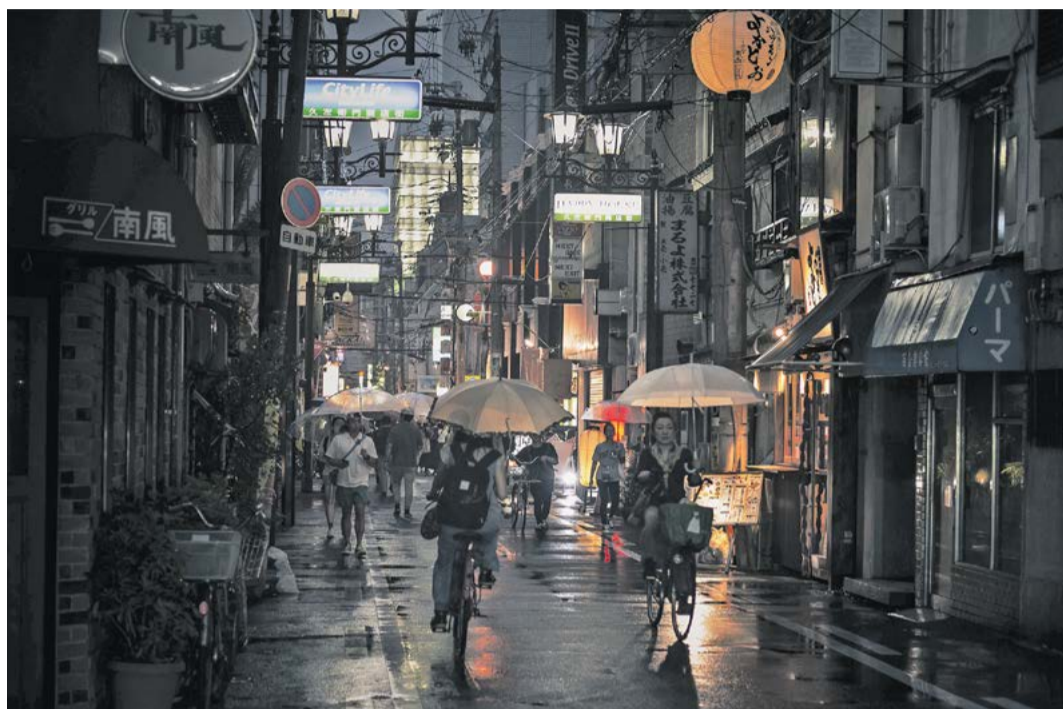
scheibe, hinter der Lichter der Großstadt ver-
wischen. Vorne über und zwischen den
Lichtspielen ist auch ein Schatten zu sehen –
der Schatten des Fotografen. Als das
»ursprüngliche« Foto gemacht wurde – oder
als das Gemälde abfotografiert wurde? Süß-
mayr erzählte bei der Vernissage ein Detail
der Zwischenzustände, die das »Bild« in sei-
nem Durchgang durch die Medialitäten erfah-
ren hat: Das Gemälde war nur locker auf eine
Platte getackert und hing in Falten, als es foto-
grafiert wurde, und nun ist aus dem Foto ein
Tuch geworden, das sich wiederum ein wenig
wölbt an der Wand. Eine Textilware in der
Qualität und Webtechnik eines erstklassigen
Geschirrtuchs, mit wunderbaren Abtönungen
und Kontrasten. Hergestellt in drei Exempla-
ren (plus eines für den Künstler), man sollte
also rasch zugreifen. 2005 brachte Süßmayr
die Ausstellung »Bilder für deutsche Museen«
im Haus der Kunst unter Chris Dercon breite
Anerkennung ein, zuletzt hatte er zusammen
mit Douglas Gordon im Arseneale Institute for
Politics of Representation während der Bien-
nale in Venedig ausgestellt, darunter eines der
Gardinenbilder. »Florian Süßmayr zeigt



untitled | 2020 | Öl auf Hartfaserplatte, 80 x 60 cm
© Florian Süßmayr, Courtesy Galerie Rüdiger Schöttle,
Foto: Winfried Petzi

(2020)« heißt die Schau bei Rüdiger Schöttle, der den Künstler seit langem vertritt – wie im Vorspann eines Films, bei der Ankündigung eines Kunsthauses oder der Einladung zur Atelierpräsentation –, und die Ausstellung ist eine sehr schöne, klare und zum Nachdenken über den Gebrauch der Medien einladende Präsentation. Mit Münchner Erinnerungen an den Geruch vergilbter Gardinen und nächtlicher Straßen, an Eiskrem und Bier. || tb

FLORIAN SÜSSMAYR ZEIGT (2020)
Galerie Rüdiger Schöttle | Amalienstr. 41 Rgb
bis 31. Juli | Di–Fr 13–18 Uhr
www.galerie-schoettle.de



Tim Allhoffs Blick auf die Welt im Uhrzeigersinn, von Osaka zum Walchensee, zurück nach Osaka mit Tänzerin Iori und weiter nach Tokio | © Fotos: Tim Allhoff

Tim Allhoff: Raum, Klang, Wirkung

Kunst heißt suchen. Die »Lovebox Sessions« wirkten verspielt, unbeschwert, ein bisschen restpubertär im Sinne fröhlich aufgekratzter Schaffenskraft. Zwischendurch »There Will Be Light«, im Trio, ernst, aber trotzdem heiter. Dann kam »Lepus«, stellenweise dunkel, deutlich jazziger, intellektueller, fordernder. Vor einigen Monaten dann »Sixteen Pieces For Piano«, Soloklavier, minimalistisch, puristisch, Musik nahe der 40. Tim Allhoff sucht. Als Pianist und Komponist ist der Wahlmünchner sich gegenüber so ehrlich, dass er ausprobiert, was Spaß und Perspektive, Präsenz und Dichte verheißt. Beim Fotografen Allhoff ist das Moment der Selbstüberraschung noch dominanter. »Es ist Leidenschaft«, meint Allhoff, natürlich, was soll er auch sagen. Aber es ist noch mehr. Spieltrieb, Unbedingtheit, der Perfektionismus des Lernenden. »Ich gehöre zu diesen Leuten, die eine Stunde zu früh am Motiv sind, Kamera auf dem Stativ, und warten, aufgeregt und eigentlich ungeduldig, bis sich endlich die Lichtstimmung einstellt, die ich haben wollte.« Denn er fotografiert gerne Landschaften, urbane und natürliche, Ausdehnungen und Räume, Licht- und Farbverhältnisse, außerdem Menschen auf Märkten, in Städten, eingebaut in Architektur, zufällig oder inszeniert wie die Tänzerin Iori, die er in Osaka mal in einer Tiefgarage, mal im

exotischen Lampenschwung posieren ließ. Überhaupt Japan: Zweimal war Allhoff im vergangenen Jahr vor Ort, mehrere Monate, um zu arbeiten und wiederum zu suchen, ohne konkretes Ziel außer der diffusen Vorstellung eines gesteigerten Lebens. Auch das sieht man seinen Bildern an. Sie hoffen auf die Großartigkeit des Augenblicks, ohne Garantie, dass sie sich einfangen lässt. Das könnte der Jazzler im Fotografen sein. Er schafft Raum, wartet ab und greift ein, wenn er das Gefühl hat, die Magie des Moments zu erhaschen. Es werden noch viele Experimente folgen, mit jedem neuen Objektiv, jedem überraschenden Ort, jedem eindrucksvollen Menschen. Einstweilen hat Tim Allhoff beschlossen, die Fotografien, die er mag, als Fine Art Prints in die Welt zu entlassen. Und das nächste Album nimmt er auch schon auf. || rd

www.timallhoff.com/ARTPRINTS

Instagram: [timallhoff_photography](https://www.instagram.com/timallhoff_photography)

Alle Bilder sind als Fine Art Prints erhältlich



Die Todesgefahr schwebt über der Geschichte, so leicht sie auch daherkommen mag. Paula Beer und Franz Rogowski in »Undine«. | © Schramm Film

»Männer leben, Frauen überleben«

In seinem aktuellen Spielfilm interpretiert Christian Petzold den Undine-Mythos neu. Jetzt spricht der Regisseur über Kinosehnsucht und Corona, über Hitchcock und James Bond, und über klares, uneitles Filmemachen.



Christian Petzold | © Marco Krüger

Nach der wunderbaren Premiere Ihres neuen Films auf der Berlinale, wo »Undine« mit dem Preis der Internationalen Filmkritik und Paula Beer als beste Hauptdarstellerin prämiert wurden, hätte eigentlich am 26. März der Kinostart folgen sollen. Doch dann kam Corona. Wie sind Sie mit der Situation umgegangen?

Ich bin genauso untergegangen wie der Film in dieser Zeit. Denn ich hatte mir in Paris bei den Pressetagen für den französischen Start von »Undine« das Virus eingefangen und lag im Anschluss hier in Deutschland zweieinhalb Wochen im Bett. Damals dachte ich nicht unbedingt an den Kinostart. Ich hatte nur so ein bisschen das Gefühl, dass der Film sich wie »Undine« unter Wasser begeben hatte und wie seine Protagonistin schon wieder auftauchen würde.

Das heißt, Ihr Optimismus war ungebrochen?

Den habe ich nie verloren. Ich war ja nicht alleine betroffen. Corona ist ein gesamtgesellschaftliches Problem. Für viele Menschen liegen die Perspektiven momentan im Dunkeln. Und wenn man rumjammern würde, dann wäre das nicht anständig gegenüber denjenigen, denen es noch viel schlechter geht. Ich persönlich habe aus 100 Jahren Filmgeschichte gelernt, dass Kino immer der Ort ist, an dem sich eine Gesellschaft nach einer Krise befragt: Wer sind wir, was machen wir hier eigentlich und wie soll es weitergehen? Der italienische Neorealismus war ja auch eine Reaktion auf Faschismus und Krieg und hat sein Land neu betrachtet. Und vielleicht ist Kino der Ort, wo man diese Blicke wieder gemeinsam teilen kann.

Wenn man diese nur wieder füllen könnte! Denn Kino steht ja auch für Emotion, Umarmung, Berührung, Mitfiebert. Aber das ist derzeit wegen der strengen Corona-Regeln nicht möglich.

Dazu fallen mir zwei Dinge ein: Zum einen finde ich, dass die Sehnsucht nach der Umarmung fast so schön ist wie die Umarmung selbst. Denn wenn die Sehnsucht erhalten bleibt, sind wir gerettet. Zum anderen genieße ich Kino noch mehr, wenn der Platz vor mir nicht besetzt ist, weil ich dann einen freien Blick auf die Leinwand habe.

Das kennen auch Journalisten, da bei den sogenannten Pressevorführungen nur wenige Menschen anwesend sind.

In meiner Zeit als Student habe ich Filmkritiken geschrieben. Da gab es auch diese Pressevorführungen. Aber manchmal hätte ich die Filme lieber bei einer öffentlichen Premiere gesehen, weil bei diesen Journalisten-Veranstaltungen immer so eine seltsame Atmosphäre herrschte. Da fehlte eben die Umarmung, die Emotion.

Kritiker zeigen nun mal keine Gefühle ... Aber was bedeutet Kino für Sie persönlich?

Für mich ist es einer der wichtigsten Orte. Ich lebe nicht in Berlin, weil hier das Brandenburger Tor steht, sondern weil es dort so viele Kinos gibt. Abends um acht noch ein kleines Abendessen einzunehmen und zu wissen, dass man danach noch in irgendein Kino gehen kann, ist ein wunderbares Gefühl. Leider ist die Kinokultur in München längst nicht so ausgeprägt wie in Berlin.

Ich habe in München drei »Polizeirufe« gedreht und in dieser Zeit hier gewohnt. Und es sind tatsächlich viele Kinos, die ich in den 1970er Jahren schätzen gelernt habe, verschwunden. Aber die Stadt selbst besitzt eine große Kinosehnsucht, die langsam wieder erfüllt wird.

Nun zu Ihrem neuen Film: Warum ausgerechnet Undine, über die bereits so viel geschrieben, die schon so oft adaptiert wurde?

Als ich mit 21 als Soziologie- und Germanistikstudent nach Berlin gekommen bin, hieß meine erste Vorlesung »Die Kunst der Epigonen« von Dietmar Kamper. Und der sagte: In der Kunst gibt es immer die Avantgarde, die vorausgeht, und die Epigonen, die die ausgetretenen Pfade entlanggehen und dort noch Dinge finden, die die Avantgarde liegen gelassen hat. Das gilt auch für das Kino: das marschiert nicht vorneweg, sondern guckt, was liegen geblieben ist. Für mich betrachtet Kino die Mythen, die ausgelutscht und vielleicht ausgeträumt sind, noch einmal anders, von einem anderen Standpunkt. Und das hat mich an Undine gereizt.

Sie vollziehen bei Ihrer Adaption einen Perspektivenwechsel, Undine ist nicht von Männern beehrtes Objekt, sondern eine starke selbstbewusste Frau, die ihrem Schicksal, das sich in dem Satz »Wenn du mich verlässt, muss ich dich töten« manifestiert, entrinnen will. Doch bei Ihnen lässt sich Undine unendlich viel Zeit, bis sie wirklich zuschlägt.

Ja, die Todesgefahr schwebt über der ganzen Geschichte, so leicht sie auch daherkommt.

Das erinnert an den legendären Suspense eines Alfred Hitchcock.

Da kann ich machen, was ich will. Ich bin Hitchcockianer durch und durch. Ich versuche mich immer wieder zu befreien, aber es gelingt mir nicht. Ich glaube, ich lese alle drei Jahre das Interview, das François Truffaut mit Hitchcock geführt hat.

Apropos François Truffaut: Auch ihn kann man in »Undine« entdecken, der ja eine klassische Amour fou in der Tradition von »Die Frau nebenan« erzählt.

»Die Frau nebenan« ist einer meiner absoluten Lieblingsfilme. Wenn ich ab und an Seminare gebe, beginne ich immer mit diesem Film, weil man hier alles lernen kann. Auch Kameramänner sollten sich dieses Werk einmal im Jahr ansehen, denn

William Lubtchansky leistet hinter der Kamera fantastische Arbeit. Das ist einfach uneitles, klares, tolles Filmen.

Sie haben in »Undine« für Ihre Verhältnisse sehr viel digitale Tricktechnik und Spezialeffekte eingesetzt, da ein großer Teil der Handlung im und unter Wasser angesiedelt ist.

Ich war schon als kleines Kind von Unterwasseraufnahmen begeistert. Den Tauchszenen bei James Bond beispielsweise konnte ich stundenlang zusehen. Das hängt damit zusammen, dass man keine klassischen Dialoge hat. Diese entstehen stattdessen durch Atmungsgeräusche, die Sauerstoffflasche, das Blubbern der Sauerstoffblasen. Hektisches Atmen, sanft Ausatmen, Blicke – dadurch entsteht eine visuelle wie akustische Schönheit, die sehr physisch ist. Und so etwas wollte ich unbedingt einmal in meinem Leben machen.

Etwas, das Sie in Ihrem Berufsleben schon des Öfteren bewiesen haben, ist Ihr Händchen für weibliche Hauptrollen. Woher rührt das?

Das hängt mit einem Satz zusammen, den ich einmal von Claude Chabrol gelesen habe: Männer leben, Frauen überleben. Wenn ich mir eine Frau vorstelle, wird der Film nicht biografisch, weil ich ja selbst keine Frau bin. Aber ich kann, so ähnlich wie ich den Undine-Mythos neu betrachte, auch dadurch die Welt anders betrachten, wenn eine Frau die Protagonistin ist. Ich kann mich mit ihr zwar nicht identifizieren, aber mich zu ihr in ein Verhältnis setzen. Für mich ist es interessanter, die Welt so zu betrachten. Und mit den Frauenfiguren, die Nina Hoss oder jetzt auch Paula Beer spielen, kann ich die Welt noch einmal anders betreten.

»Undine« ist als Auftakt einer Trilogie konzipiert. Wie geht es danach weiter?

Ich arbeite nach dem Wasser gerade an dem zweiten Element, dem Feuer. Das Drehbuch ist fast fertig. Als ich wegen Corona in einer Art Halbkomma lag, hatte ich damit begonnen, an einer leichten Liebesgeschichte zu schreiben, die eben der zweite Teil der Trilogie werden soll. Das Schönste an Corona war es letztlich, dass diese ganzen Fieberträume von damals zu vielen neuen Ideen geführt haben. ||

INTERVIEW: THOMAS LASSONCZYK

UNDINE

Deutschland, Frankreich 2020 | Buch & Regie: Christian Petzold
Mit: Paula Beer, Franz Rogowski, Maryam Zaree
Länge: 90 Minuten | **Kinostart: 2. Juli**

Chance statt Gefahr

Das DOK.fest konnte mit seiner Online-Ausgabe einen einschlagenden Erfolg verbuchen. Was vorerst eine Ausweichmöglichkeit war, könnte für die Branche ein Wegweiser sein.

MATTHIAS PFEIFFER

Auch wenn »Krisengewinner« etwas von einem Unwort hat, auf das DOK.fest trifft es mehr als zu. Als sich der Lockdown über Deutschland legte, schaffte es das Team um Leiter Daniel Sponzel, das Festival mit 121 Filmen ins Internet zu verlegen. Eine respektable Leistung, die sich gelohnt hat: Ganze 75.000 Zuschauer wurden gezählt. Im Vorjahr lag die Zahl noch bei 52.400. Freude dürfte auch bei den drei Partnerkinos des Festivals aufgekommen sein: Durch den freiwilligen Solidarbeitrag pro verkauftem Onlineticket kamen bei den City Kinos, dem Neuen Maxim und dem Rio Filmpalast insgesamt 19.000 Euro an. Ist der Weg in den Streaming-Dschungel also ein willkommener Weg für Filmfestivals? Zu Anfang des Jahres war diese Idee jedenfalls noch undenkbar.

Ein großer Teil des Erfolgs liegt jedoch ziemlich genau darin. Zum einen waren die Zuschauer nicht an feste Vorführungszeiten gebunden und konnten sich die Filme bequem im Heimkino zu Gemüte führen. Zum anderen war die Filmauswahl deutschlandweit verfügbar, wodurch automatisch ein breiteres Publikum erreicht werden konnte. Besonders bemerkenswert ist, dass es sich eben um zahlende Zuschauer handelte, die also wirklich an den Filmen interessiert waren und nicht bloß Video-on-Demand-Ablenkung von der zermürbenden Situation suchten.

Deshalb stellte Sponzel sieben Thesen auf (nachzulesen auf dokfest-muenchen.de), wie es mit dem Dokumentarfilm über das DOK.fest hinaus weitergehen könnte. »Wenn unsere Förderer, Partner und die Branche dazu bereit sind, werden wir im kommenden Jahr im großem Stil den Beweis antreten,

»Euphoria of Being« gewann den diesjährigen Publikumspreis bei der Digitalausgabe des DOK.fest
© DOK.fest München



dass sich die Präsenz im Kino und im Netz gegenseitig nicht nur ergänzen, sondern sogar bestärken können«. Dieses System klingt nahe liegend, bewies doch der diesjährige Erfolg, dass Dokumentarfilme durchaus auf Interesse stoßen. In der bisherigen Kinolandschaft führen sie trotzdem ein Nischendasein. Betrachtet man die beliebtesten Kinofilme Deutschlands aus dem Jahr 2019, sind dokumentarische Werke Mangelware. Die Strukturen der Branche sollen also aufgebrochen werden. Natürlich müsste dafür die Kinosperrfrist in ihrer jetzigen Form aufgehoben werden. In der Regel darf ein Film erst sechs Monate nach dem Kinostart als Stream angeboten werden. Im Falle vieler DOK.fest-Beiträge ist es natürlich fraglich, ob diese überhaupt einen regulären Kinostart bekommen. Wichtig hierfür ist eine zeitliche und örtliche Begrenzung (Geoblocking), um weiteren »Playern in der Verwertungskette« wie etwa anderen Festivals die gleichen Chancen zu geben.

Nun kann eine reine Onlinepräsenz natürlich keine dauerhafte Alternative für ein Festival sein. Damit würde es im Endeffekt nur zu einem weiteren VoD-Anbieter auf dem jetzt schon schwer zu durchschauenden Markt. Außerdem sind so viele

Dinge, die ein Festival ausmachen, nicht gegeben: Der Filmbesuch als kollektives Erlebnis, spontane Entdeckungen und nicht zu vergessen das einzigartige Gefühl, in einem dunklen Raum vor einer Leinwand zu sitzen. Genau das ist der Punkt, der die derzeitige Situation so schmerzhaft macht. Filmangebote bietet das Netz mehr als genug, aber einen Film im Rahmen eines Festivals zu erleben, ist unmöglich. Hinzu kommen die rechtlichen Probleme, die es beispielsweise für das Filmfest München unmöglich machten, sich ins World Wide Web zu verlegen.

Trotzdem hat das DOK.fest ein wichtiges Signal gesetzt. Um Dokumentarfilmen (und kleineren Filmen allgemein) die ihnen zustehende Aufmerksamkeit zu ermöglichen, benötigt es ein Umdenken. Und ein zusätzlicher Onlinezugang könnte der richtige Weg sein. Das nächste DOK.fest könnte diesen Weg gehen. Bis dahin könnte das Modell von 2020 vor allem für kleinere Festivals ein Vorbild sein. Letzten Endes profitieren nicht nur sie selbst davon, sondern auch das neugierige Publikum deutschlandweit und natürlich die Filmemacherinnen und Filmemacher. ||

Anzeigen

Jutta Speidel liest

DER SALZPFAD

VON RAYNOR WINN

Raynor und Moth, seit 32 Jahren ein Paar, verlieren durch zwei Schicksalsschläge in kürzester Zeit ihre Farm in Wales, ihre Lebensgrundlage, ihre Gewohnheiten, ihr soziales Umfeld, ihr Zuhause. Mit zwei Rucksäcken machen sie sich auf den Weg. Ihr Plan: den wildesten und längsten Küstenweg Englands zu erwandern, den South West Coast Path. Auf 1000 Kilometern gewinnen sie Zeit, bekommen den Kopf frei und sammeln Kraft. Lakoisch und mit feiner Selbstironie erzählt Raynor Winn von diesem Trip an den unteren Rand der Gesellschaft. „Der Salzpfad“ ist ihr erstes Buch. Es wurde in England in kürzester Zeit zum Sunday-Times-Bestseller und landete auf der Shortlist des Costa Award und des Edward Stanford Travel-writing Award.

Die Münchner Schauspielerinnen Jutta Speidel gründete 1997 den Verein HORIZONT, der sich obdachlosen Kindern und ihren Müttern widmet. Sie leiht Raynor Winns Lebensreisebericht ihre Stimme.

Ungekürzte Hörbuchfassung
Regie: Ernst Matthias Friedrich
als Download und Stream bei Audible, Spotify, Deezer, Thalia, Bookbeat etc. aus dem Englischen von Heide Horn und Christa Prummer-Lehmair
Kollektiv Druckreif | Titel der englischen Originalausgabe: The Salt Path, Copyright © 2018 by Raynor Winn
Erschienen 2018 bei Michael Joseph, Penguin Random House, London
Für die deutsche Buchausgabe: © DuMont Reiseverlag, Ostfildern, 2019
www.bonnevoice.de

BÜRGERHAUS PULLACH

STIMMEN AUS DEM OF(F)

Schauen Sie bei uns vorbei:
www.buergerhaus-pullach.de

Hier finden Sie aktuelle Trailer der Programme und Hintergrundinformationen.

BÜRGERHAUS PULLACH | Heilmannstr. 2 | 82049 Pullach i. Isartal | 089 744 752-0
Abb. Brecht: Mutter Courage, Landestheater Schwaben, 27.04.2020, entfallen | © Stefan Loeber

Die Kluft zwischen Schwestern

Uisenma Borchus zweite Regiearbeit hinterlässt einen spröden Eindruck.



Reise in die Mongolei: Uisenma Borchu in »Schwarze Milch«
© ALPENREPUBLIK

Letzte Kostbarkeiten

In »Die schönsten Jahre unseres Lebens« knüpft Regiemeister Claude Lelouch an eine große Kinoliebe aus dem Jahr 1966 an.



Beschwörung vergangenen Glanzes: Jean-Louis Trintignant und Marianne Denicourt im neuen Film von Claude Lelouch | © Wild Bunch Germany

Selbstfindungstrip ohne Klischees

Die Schauspielerin Cécile De France verkörpert in »Eine größere Welt« eine Frau mit ungeahnten spirituellen Kräften.



Entdeckt die Schamanin in sich: Cécile de France in »Eine größere Welt«.
© 2019 Haut et Court

ARNE KOLTERMANN

Ob Erdbeeren mit Vanilleeis oder Schwarzwälder Kirschtorte – für die unbändige Lust an manchen Speisen hält die deutsche Sprache die Redewendung »Da könnte ich mich reinlegen« bereit. In Uisenma Borchus neuem Spielfilm veranschaulicht die von der Regisseurin selbst gespielte, im Westen sozialisierte Wessi ihrer Schwester Ossi anhand von Milch dieses Sprichwort. Doch Ossi erklärt ihr, dass Milch in der mongolischen Kultur für etwas Elementares steht. Darin zu baden? Nicht auszudenken.

Die »Schwarze Milch« des Filmtitels hat also nichts mit dem Getränk zu tun, welches Paul Celans lyrisches Wir in seinem Gedicht »Todesfuge« morgens, mittags, abends trinkt. Eher steht sie für die Kluft, die sich zwischen den Schwestern aufgetan hat, seit Wessi in Deutschland lebt. Dort sehen wir sie zu Beginn in einer rauen Bettszene mit ihrem Liebhaber. Er (Franz Rogowski) traut ihr nicht zu, in die Mongolei zu fliegen. Seine Figur scheint nur den Zweck zu erfüllen, von Wessi links liegen gelassen zu werden, denn sein »Du gehörst mir« bleibt folgenlos. Nach vielen Jahren besucht sie ihre Familie in der Mongolei, vor allem ihre Schwester Ossi (Gunsmaa Tsogzol), die schwanger ist.

Uisenma Borchu, die Dokumentarfilm an der HFF studierte, hat nach dem preisgekrönten »Schau mich nicht so an« nun ihren zweiten Spielfilm gedreht. Er kreist um den Konflikt zwischen Moderne und Tradition, verkörpert in den beiden Schwestern – die ihre Sturheit verbindet. Wessi lebt nicht nur zwischen den Kulturen, sie ist auch eine sinnliche Frau. Ossis eremitischer Nachbar Terbisch hat es der Rückkehrerin angetan, wenngleich er einige Jahre älter sein mag. Auf der diesjährigen Berlinale lief »Schwarze Milch« in der Sektion Panorama.

»Schwarze Milch« ist ein sprödes Werk, dessen eigenwillige Heldin es einem nicht leicht macht, sie zu mögen. Oder nur zu verstehen: Was genau treibt Wessi wieder in die Mongolei? Sie scheint das Selbstverständnis der dortigen Gesellschaft im Alleingang auf den Kopf stellen zu wollen. Regisseurin Borchu arbeitet viel mit ethnografischen Einsprengeln, wie der minutiös beobachteten Schlachtung einer Ziege. Am Ende lässt der Film mit seiner kargen Arthouse-Exotik voller Nomaden und Jurten den Zuschauer etwas ratlos zurück. ||

In welchem Jahr trat Mitterrand gegen de Gaulle an? Wann starb Grace Kelly, wann gewann Yannick Noah die French Open? Beim Erinnerungsquiz im großbürgerlichen Seniorenheim auf dem Lande nimmt Jean-Louis nur als Beobachter teil. Er schwelgt lieber in der Vergangenheit. In dem, was er davon, ab und zu, noch rekonstruieren kann. Träumt von Anne, einer großen Liebe von einst. Sein Sohn macht sich auf die Suche nach ihr. Und findet sie schließlich. Anne ist gern bereit, Jean-Louis noch einmal zu besuchen. Er scheint sie nicht zu erkennen. Schwärmt von der Liebe zu einer Frau, die vor ihm im Gartensessel sitzt.

Alte Bekannte, die sich nach vielen Jahren wiedertreffen, das hat im Film seinen besonderen Reiz. 1966 brachte Claude Lelouch »Ein Mann und eine Frau« heraus, mit Jean-Louis Trintignant und Anouk Aimée in den Hauptrollen. Anne war Skriptgirl und Witwe, Jean-Louis Rennfahrer und Schürzenjäger. Beide mit kleinen Kindern, er hat einen Sohn, sie eine Tochter. Eine leidenschaftliche Affäre mit melancholischen Zügen. Ein Spätwerk der Nouvelle Vague, mit drei Oscars prämiert. Lelouch lässt, nach einem »Zwanzig Jahre später« von 1986, das alte Liebespaar erneut aufeinandertreffen. Immer wieder überblendet er die leisen Begegnungen mit Bildern von früher.

Anne besitzt nun einen kleinen Laden, macht einen aufgeräumten Eindruck. Wenn sie Jean-Louis besucht, bleibt sie in ihrer engelhaft-dekorativen Duldsamkeit seltsam passiv. Sie darf den alten Mann bei seinen Bemühungen bewundern, sich seine Form der Realität herzuleiten. Trintignants tastende Mimik zwischen Verwirrung und Erkennen fügt sich nahtlos in die Bilder von gemeinsamen Ausflügen, die sich rasch als Traum entpuppen. Der nostalgische Film kreist allein um Jean-Louis, der irgendwann mit der Geschichte angibt, wie er mit 200 Stundenkilometern 19 Ampeln in Paris überfuhr, um zu einem Rendezvous zu gelangen. Hier wird noch einmal, wie in einem Computerspiel, aus der Fahrerperspektive der alte Rennfahrerruhm heraufbeschworen. »Die schönsten Jahre eines Lebens« zehrt allzu sehr von der Beschwörung vergangenen Glanzes. Am Ende bleibt Jean-Louis nur die Erinnerung. Manchmal hat es den Anschein, als fürchte er, diese letzte Kostbarkeit vom Hier und Jetzt überformen zu lassen. || ak

Corine ist am Boden. Es fällt ihr schwer, den Alltag zu bewältigen. Zu sehr schmerzt sie die Trauer um ihre verstorbene große Liebe Paul – der sie nur mehr in erotischen Träumen besucht. Als ihr Kollege ihr vorschlägt, für einen Dokumentarfilm über traditionelle Bräuche in die Mongolei zu reisen, nimmt sie das Angebot gern an. Die Weite der Landschaft mit ihren Wildpferden und asiatischen Elchen nimmt sie rasch ein. Als sie einem Ritual in einer Jurte beiwohnt, scheinen plötzlich fremde Mächte von Corine Besitz zu ergreifen. Eine weise Frau bescheinigt ihr darob schamanisches Potenzial.

Auf diesen privilegierten Zugang zu magischen Kräften nimmt Fabienne Berthaud im Titel ihres Spielfilms »Eine größere Welt« Bezug. Er ruht auf Corine Sombruns Buch »Mein Leben mit den Schamanen« Cécile De France spielt eine Frau auf der Suche nach sich selbst. Aber auch nach Paul, den sie vermittels ihrer Spezialkräfte hinter einer besonderen Tür aufzuspüren wünscht. Zunächst kehrt sie für den Schnitt ihres Filmes nach Frankreich zurück, erfährt dort von ihrer schwangeren Schwester Ablehnung. Zu abgedreht erscheinen dieser ihre Visionen. Und so kehrt Corine erneut um, lässt sich von den Mongolen zur Schamanin ausbilden.

Wenn Corine, von fremden Mächten übermannt, berserkerhaft auf dem Boden zuckt, bekommt Berthauds Drama den Hauch eines Exorzistenfilms. Cécile de France beherrscht das Lakonische und das Reizbare, versteht sich auf Witz ebenso wie auf Wahn. Im Bodyhorrorfilm »Haute Tension«, dem Actionthriller »Public Enemy No. 1« und dem leisen »Der Junge auf dem Fahrrad« der Gebrüder Dardenne hat sie gezeigt, wie fließend bei ihr all diese Zustände ineinander übergehen können. Die Lebensweise ihrer mongolischen Gastgeber bestaunt Corine nicht ehrfürchtig, sondern betrachtet sie bei aller Faszination auch mit Amusement. Ein schmucker blauer Umhang verleiht ihr die nötige schamanische Autorität. Eine westliche Frau in der Krise, die in der Begegnung mit einer fremden Kultur dem wahren Sinn des Lebens nachspürt – das klingt zunächst nach Ethnoklischee. Doch gemeinsam mit ihrer Hauptdarstellerin und dem auch sonst einprägsamen französisch-mongolischen Cast gelingt es Regisseurin Berthaud, dem Selbstfindungstrip eine wohltuende Leichtigkeit zu verleihen. || ak

SCHWARZE MILCH

Regie: Uisenma Borchu | Mit: Uisenma Borchu, Gunsmaa Tsogzol u. a. | 92 Minuten | **Kinostart: 23. Juli**

DIE SCHÖNSTEN JAHRE EINES LEBENS

Frankreich 2019 | Regie: Claude Lelouch | Mit: Anouk Aimée, Jean-Louis Trintignant | 90 Minuten | **Kinostart: 2. Juli**

EINE GRÖßERE WELT

Frankreich, Belgien 2019 | Regie: Fabienne Berthaud
Mit: Cécile De France, Narantsetseg Dash u. a. | 100 Minuten
Kinostart: 9. Juli

IMPRESSUM

Herausgeber Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920970
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welsler.

Projektleitung | **V.i.S.d.P.** Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun
Anzeigen Christiane Pfau

Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
www.ulenspiegeldruck.de

Gestaltung | **Layout** Susanne Gumprich, Cathie Huber, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan, Anja Wesner

Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Chris Schinke, Christiane Wechselberger

Online-Redaktion und Medien Matthias Pfeiffer

Autoren dieser Ausgabe Franz Adam (fa), Christiane Bernhardt (cb), Thomas Betz (tb), Ralf Dombrowski (rd), Gisela Fichtl (gf), Cornelia Fiedler (cf), Eva-Elisabeth Fischer (eef), Anne Fritsch (af), Sofia Glasl (sg), Joachim Goetz (jg), Klaus Hübner (kh), Günter Keil (gk), Arne Koltermann (ak), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mp), Tina Rausch (tr), Chris Schinke (cs), Klaus von Seckendorff (kvs), Christa Sigg (cis), Rupert Sommer (rus), Erika Waecker-Babnik (ewb), Dirk Wagner (dw), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fwe)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors

wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September | Abo-Preis: 35 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00 | GLS Bank: GENODEM1GLS

Gendergerechte Sprache Wir arbeiten konsequent flexibel und richten uns in unseren Texten selbstverständlich an alle Geschlechter, auch wenn entsprechende Markierungen nicht überall auftauchen.

Copaganda zur Primetime

Die Beziehung einer Gesellschaft zu ihrer Polizei wird nicht zuletzt auch in Film und Fernsehen verhandelt – aktuell steht sie zur Disposition.

SOFIA GLASL

Donald Trump hält eine Bibel in die Kamera und grinst. Um am 3. Juni vom nahe gelegenen Weißen Haus zur St. John's Kirche am Lafayette Square zu gelangen, musste er ein Spalier aus Soldaten in Kampfausrüstung abschreiten. Kurz zuvor hatte er die Nationalgarde angefordert, weil Massenproteste gegen Polizeigewalt sich im ganzen Land ausbreiteten. Dass nun hinter diesem Spalier Demonstranten mit Tränengas und Knüppeln weggetrieben wurden, ist eine klare Kampfansage – an sein eigenes Land. Solche Bilder kennt man sonst nur von Militärparaden in Diktaturen.

Dieser Kampf ist nicht zuletzt auch einer der medialen Bilder: die Polizei gegen die Bevölkerung. Sie flimmern durch die Nachrichten, und das Bewusstsein für Polizeigewalt wird weltweit geschärft – auch in Deutschland. Die Plünderungen in Stuttgart, aber auch die Drohung des Bundesinnenministers, die »taz« wegen eines satirischen Artikels über die Tauglichkeit der Polizei zu verklagen, zeigen, wie angespannt auch hier das Verhältnis zwischen der Polizei und der Öffentlichkeit ist.

Dieses gestörte Verhältnis wird nicht zuletzt von den Medien abgebildet, gefiltert, kommentiert und somit auch in das Bewusstsein der Gesellschaft zurückgeworfen. Aus medialen Bildern werden Haltungen. Wie reflektiert das geschieht, liegt an jedem Einzelnen. So verwundert es kaum, dass Donald Trump sich selbst schon vor geraumer Zeit zum »Law and Order«-Präsidenten erklärt hat, er will für Recht und Ordnung in den USA sorgen. Das Absurde daran: Der schmissige Slogan ist der Titel einer der erfolgreichsten Serien im amerikanischen Fernsehen. Trump, der Detective der Nation. Die Serie ist ein »Procedural«, folgt also in jeder Episode der gängigen Dramaturgie eines zu lösenden Kriminalfalls: Verbrechen, Ermittlungen, Auflösung. »Law and Order« ist also ein Symbol für gelingende Polizeiarbeit. Die Polizei als Freund und Helfer schützt die unschuldige Bürgerschaft vor Verbrechen aller Art. Solange dieses System funktioniert, ist die öffentliche Sicherheit gewährleistet.

Diesem Bild des altruistischen Helfers stehen momentan mehr denn je reale Videoaufnahmen von Polizeigewalt gegenüber: Der Polizist Derek Michael Chauvin kniete am 25. Mai über acht Minuten auf dem Genick des Afroamerikaners George Floyd, der daraufhin erstickte. Am 12. Juni traf der Polizist Garrett Rolfe den in einer Kontrolle vor ihm fliehenden Rayshard Brooks mit drei Schüssen tödlich in den Rücken. Die darauffolgenden landesweiten Proteste gegen Polizeigewalt veranlassten Trump erst recht, seinen Slogan neu zu propagieren und die Demonstrationen bisweilen gewalttätig niederschlagen zu lassen. Wen die Polizei hier beschützt, ist nicht mehr klar, und es wird deutlich: Die Mittel, mit denen diese vermeintlich für Allgemeinwohl Eintretenden Figuren der Öffentlichkeit angeblich schützen, sind oft mehr als fragwürdig – werden jedoch kaum hinterfragt.

Dieses neue Bewusstsein macht auch deutlich, wie sehr die popkulturell eingeschriebenen Bilder von Polizeiarbeit von der Wirklichkeit abweichen. Auf der einen Seite schlurften sich die Columbos und Monks

durch ihre Fälle, im deutschen Fernsehen wären es vermutlich die Leberkäsemmel mampfenden Provinzpolizisten Eberhofer und Berghammer. Auf der anderen Seite prügeln sich selbstgerechte Dirty Harrys, Bad Lieutenants und Maniac Cops zu den Schuldigen durch. Da haben die deutschen Krimis zwar noch ein bisschen was aufzuholen, aber Til Schweigers »Tatort«-Kommissar Tschiller und »Der letzte Bulle« mit seinem überkommenen Männlichkeitsideal vom Macho-Polizisten in »Magnum«-Manier sind bereits auf diesen Wagen aufgesprungen. Wenn keine Gesetze mehr gelten und die Methoden der Ermittler als »unkonventionell« abgetan werden, ist eine begriffliche Schiefelage entstanden, die berichtigt werden muss. Die Normalisierung von Gewalt einerseits und die Verniedlichung des Guten andererseits sind ein Problem.

Mitte Juni bedauerte einer der Produzenten der Serie »Monk«, mit der schrulligen, aber liebenswürdigen Detektivfigur zu dem impliziten Bild des guten Cops beigetragen zu haben. Seit den aktuellen Fällen von Polizeigewalt haben verschiedene Sender Folgen oder ganze Serienstaffeln abgesetzt, die rassistisch motivierte Gewalt durch Polizisten zeigen, allen voran die Reality-TV-Show »Cops« – nach ihrer 32. Staffel.

Das amerikanische Bürgerrechtsnetzwerk »Color of Change« hat im Januar eine Studie zu Polizeiserien herausgegeben. Deren Quintessenz ist, dass Afroamerikaner in den Sendungen in den meisten Fällen die Täter sind oder Opfer von Polizeigewalt werden. Das geht sogar so weit, dass in der Show »Blue Bloods – Crime Scene New York« ein Schwarzer aus dem Fenster springt, um Polizeigewalt vorzugucken. In vielen Serien begehnen laut der Studie die Polizisten mehr als acht Mal so viele Straftaten, um einen Verbrecher zu stellen, als die Täter selbst. Gewalt wird Mittel zum Zweck.

Aber auch das Kinderprogramm ist aktuell unter Beschuss, etwa die Animationsserie »Paw Patrol«, in der ein deutscher Schäferhund namens »Chase« als pflichtbewusster Polizeihund Fälle löst. Das kann man als übertrieben abtun, doch die Verniedlichung des guten Polizisten ist auch hier tief in die Struktur der Narration eingeschrieben. Wenn Polizeigewalt zu Recht publik gemacht wird, muss auch der Archetyp des guten Cops verschwinden, denn er ist nicht mehr als ein popkulturell aufgeladener Mythos, der sich nicht darum bemüht, mit der Realität Schritt zu halten.

Die Journalistin Alyssa Rosenberg veröffentlichte 2016 in der »Washington Post« eine Artikelreihe zur Darstellung der Polizei in der Popkultur. Die Polizei ist schon immer engmaschig mit der Unterhaltungsindustrie verwoben – sie spricht gar von einer Symbiose. Das reichte während der Anfänge Hollywoods von Drehgenehmigungen bis hin zur schnelleren Abwicklung von Verhaftungen bei Stars. Dafür konnte die Polizei ganze Folgen vorab sichten und kommentieren. Diese Verbandlung ist zwar verwerflich, aber kaum überraschend: Hält man sich vor Augen, dass die Air Force nahezu alle Filme sponsert, in denen Kampffjets vorkommen, kann man sich vorstellen, wie der Lobbyismus in Hollywood funktioniert. ||

Anzeige

WWW.JOINTADVENTURES.NET

TANZWERKSTATT

EUROPA

WORKSHOPS & PERFORMANCES

28. JULI – 7. AUGUST 2020

MÜNCHEN

SYMPOSIUM UTOPIEN DES ZUSAMMENLEBENS 2. AUGUST 2020

Muffatwerk
Schwere Reiter/Tanz
Tanztendenz
Theater HochX
Iwanson Schule

JOINT ADVENTURES PERFORMANCE DANCE ART

Landeshauptstadt München Kulturreferat

Veranstalter > JOINT ADVENTURES - Walter Heun Förderer > Kulturreferat der Landeshauptstadt München, Bayerischer Landesverband für zeitgenössischen Tanz aus Mitteln des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst, Bezirk Oberbayern, Institut français und das französische Ministerium für Kultur/DGCA, Pro Helvetia - Schweizer Kulturstiftung, NATIONALES PERFORMANCE NETZ Gastspielförderung Tanz gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien sowie den Kultur- und Kunstministerien der Länder

Tanz ohne Berührung

Das Festival Think Big! sucht neue Wege für den Tanz.

SOFIA GLASL

Feste muss man feiern, wie sie fallen. Was lange eine abgedroschene Floskel war, ist in den letzten Monaten zu einem indirekten Motto der Veranstaltungsbranche und vor allem der Kulturfestivals geworden. Wenn Live-Events gar nicht oder nur bedingt möglich sind, müssen eben neue Orte und Wege des Zusammentreffens gefunden werden. Das Schauspiel ist stark in den digitalen Raum ausgewichen und hat an neuen Inszenierungsformen gearbeitet, Musiker haben in Konferenzschaltungen gemeinsam Konzerte gespielt. Doch was passiert mit einem Tanzfestival, das drei Monate vor der Eröffnung von den Auswirkungen des Coronavirus getroffen wird?

»Wir standen vor einer riesigen Surprise Box.« Miria Wurm klingt erstaunlich entspannt. Die Projektkoordinatorin des Tanz und Schule e.V. und ihr Team wurden nach über einjähriger Planung und Organisation der siebten Festivalausgabe überrumpelt. Produktionen waren bereits eingeladen, Gäste koordiniert, Technik und Räume für die Inszenierungen organisiert. Doch wie so viele Festivals machte das Coronavirus auch dem Think Big! einen Strich durch die Rechnung. »Noch mehr als das Theater lebt der Tanz von der Berührung und vom Körperkontakt, von der Atmosphäre. Da war also auch nicht an Livestreams zu denken, weil die Inszenierungen ja ganz anders konzipiert waren.« Zudem sei Think Big! ein internationales Festival – acht Produktionen aus Belgien, den Niederlanden, Deutschland, Großbritannien und Indien waren geplant. Weder die Anreise der Gäste konnte sichergestellt werden noch die Realisierbarkeit der eingeladenen Inszenierungen. Lediglich das Solostück »Red Dress Waali Ladki« von Diya Naidu wäre unter Sicherheitsauflagen live per Stream durchführbar gewesen. Nicht alle der Kompanien hatten Mitschnitte ihrer Inszenierungen.

»Die künstlerische Leitung, also Simone Schulte-Aladag, hat zusammen mit der Kooperationspartnerin Andrea Gronemayer von der Schauburg Ende April endgültig entschieden, das Festival umzuorganisieren«, so Wurm. »Das Programm durch Inszenierungen zu ersetzen, die auch unter Berücksichtigung der Schutzmaßnahmen funktionieren, war für uns keine Option. Das war auch eine Entscheidung im Sinne der Kompanien. So ein Programm ist ja nicht einfach austauschbar.« Das Festival schließt mit seinem Zielpublikum ab sechs Jahren eine Lücke im kulturellen Angebot Münchens, deshalb haben die Verantwortlichen ein neues Programm geplant. Aus einem neuntägigen Festival hat das Team zwei kondensierte Blöcke konzipiert: Am 9. und 10. Juli findet im HochX im Rahmen des Tanzprojekts explore dance das »Pop Up Feature« statt, das mobile

und anpassungsfähige Pop-up-Stücke präsentiert, unter anderem von Anna Konjetzky und Ceren Oran. Am 16. und 17. Juli finden auf der Studiobühne der LMU unter dem Titel »ReflAct. Methoden der Wahrnehmungsreflexion« Künstlergespräche, Vorträge, Workshops und Projektpräsentationen statt. (siehe auch S. 22)

Für die Eröffnung des Festivals hat sich Miria Wurm den Dokumentarfilmer Benedict Mirow zur Seite geholt. Die beiden hatten bereits an Mirows Film »Draw A Line« (2019) über den amerikanischen Choreografen Richard Siegal und dessen Kompanie Ballet of Difference zusammengearbeitet. Sie konzipierten nun für den Eröffnungsabend am 9. Juli unter dem Arbeitstitel »Think Big! Improvisieren statt resignieren oder wie ein internationales Tanzfestival für junges Publikum während Corona geht« einen etwa 30-minütigen Kurzfilm, in dem sie die Kompanien und ihre Inszenierungen porträtierten. »Die Idee ist, ein Gefühl dafür zu bekommen, was beim Festival stattgefunden hätte, aber eben auch die Vision des Festivals zu transportieren – woher kommen die Macher und Macherinnen, was ist der Spirit der Kompanien und zwischen den Performern auf der Bühne«, erklärt Mirow. Online geführte Interviews mit den Künstlern, aber auch Backstage- und Probenmaterial trug Mirow zusammen, um ein Gefühl für die Leerstelle zu vermitteln, die der Wegfall der Stücke bedeutet. Einige Kompanien gaben auch Einblick in ihre Lockdown-Situation. »Gerade in Belgien waren die Regelungen so streng, dass niemand auch nur die Probenräume betreten konnte. Die acht Inszenierungen wären zentrale Highlights der Festivalwoche gewesen. Ideen von Nähe und Freiheit haben in allen acht Inszenierungen eine Rolle gespielt. Es ist regelrecht unheimlich, wie rasant diese zentralen Begriffe das Programm quasi überholt und sich auf die gesamte Festivalstruktur ausgewirkt haben.«

Für die Arbeit am Film bedeutete das natürlich auch, dass Benedict Mirow nicht selbst mit den Performern auf oder jenseits der Bühne drehen konnte, sondern sich mit Videochatformaten behelfen musste. »Das funktioniert erstaunlich gut. Die meisten Leute haben sich ja schnell an diese Situation gewöhnt.« Doch einen Unterschied stellt er in den Interviews dann doch fest: »Mir fällt auf, dass die Interviewten das Bedürfnis haben, mehr Kontext zu liefern als in einem persönlichen Gespräch. Scheinbar hat man da unterbewusst das Gefühl, dass sich Mimik und Gestik über die kleine Laptopkamera nicht so gut transportieren – und redet mehr.« Einige seiner Gesprächspartner ließen sich auf seinen Wunsch noch vor Ort beim Gespräch filmen, um eine zweite Kameraperspektive zu erzeugen. »Da war dann die

Situation scheinbar wieder vergleichbar mit einem Live-Interview.«

Ein besonders glücklicher Zufall für das gemeinsame Filmprojekt war es, dass am Tag des Interviews mit der belgischen Kompanie kabinet k die Abstandsregelungen so gelockert wurden, dass eine erste Probe wieder möglich war. »Die durften sich zum ersten

Mal seit Langem wieder anfassen, das war besonders«, erinnert sich Wurm. ||

THINK BIG!
Muffathalle / HochX / Studiobühne
9., 10., 16., 17. Juli | ausführliches Programm und die Zugangsmodalitäten zu den einzelnen Veranstaltungen: www.thinkbigfestival.de



Nach der Lockerung der Abstandsregeln: eine Momentaufnahme aus dem Stück »As Long as we are playing« der belgischen Kompanie kabinet k | © Kurt Van der Elst

Anzeige

GÄRTNER PLATZ THEATER

Herzensbrecher

JULI 2020

AB 9.7.	HERZENSBRECHER	Die 5 Tenöre vom Gärtnerplatz
AB 10.7.	METAMORPHOSEN I + II	Tanzkreationen ©OVID ²⁰
12.7.	LATE NIGHT	Wiener Lied
AB 12.7.	ORCHESTER IM RAMPENLICHT	Konzerte
AB 16.7.	DIE KLUGE	Oper von Carl Orff
19.7.	COMEDIAN HARMONISTS TODAY	zu Gast
AB 21.7.	DIE DREIGROSCHENOPER	Ein Stück mit Musik von Bertolt Brecht und Kurt Weill
23.7.	FINALISSIMO	»Das Beste kommt zum Schluss!«

TICKETS | TEL +49 (0)89 2185 1960 | www.gaertnerplatztheater.de

Die Freiheit,

SABINE LEUCHT



Der coronabedingte Shutdown trifft freie Künstler besonders hart, weil sie ökonomisch meist ohnehin schon am Limit operieren. Warum also nicht von ihnen lernen, wie das geht?

Eine Serie: Numero 3 – Die Ballettrucksackträgerin Claudia Senoner.

Allmählich hat sich unsere kleine Serie erschöpft. So etwas geht in diesen Tagen schnell. Der Shutdown ist vorbei, die Bühnen füllen sich wieder, wenn auch fürs erste nur spärlich. Doch die Einzelfälle, die wir hinter dem nivellierenden Schleier der Corona-Krise hervorholen und plastisch machen wollten, haben schon jetzt gezeigt, dass das (künstlerische) Überleben auch in pandemischen Zeiten viele Gesichter hat. Diesmal schauen wir in das der Performerin und Choreografin Claudia Senoner, die am 18. und 19. Juli gemeinsam mit dem Musiker Mark Lorenz Kysela drei Kurzstücke ins Schwere Reiter bringt. »Mmmooz« heißt der Abend, rekurrend auf ein Solo Senoners, das sie als »Zzzoom« in Stuttgart gezeigt hat, wo die gebürtige Münchnerin und hiesige Förderpreisträgerin Tanz seit acht Jahren lebt. Der Ursprungstitel, bei dem man heute unwillkürlich an Zoom-Konferenzen und -Performances denkt, hat mit den Lautmalereien in Comics zu tun; der Tanz mit Spannungszuständen im Körper, die Senoner derzeit mit den Methoden der Alexander-Technik erkundet und zu lösen versucht. Das Kurzstück »Rücksturz in Formalhaut« ist ein schon etwas älteres, als »Duett für zwei Außerirdische und Nebel« firmierendes Rollentausch-Experiment: »Ich versuche mich an der Gitarre und Mark an der Bewegung«, erklärt Senoner, »und es wird lauter, emotionaler und weniger formal als das, was wir sonst so machen.« Der dritte Mosaikstein ist das eigens für diesen Abend konzipierte Zwischenspiel »Aufrechter Gang für 2«, in dem ein live getanztes Duett mit einem filmischen Auszug aus der 2010 zum Rodeo-Festival eingeladenen »Suite mit Vogel« kommuniziert. Hätte das Ganze wie ursprünglich vorgesehen im März stattgefunden, wäre noch ein viertes Stück dabei gewesen und Senoner und Kysela hätten wohl alle vier hintereinander gereiht. Warum sie nun stattdessen wild an einer »Variation über die drei Stücke« und der Auflösung ihrer Konturen basteln, weiß Senoner selbst nicht so genau. Das habe wohl mit der Freiheit zu tun, die man sich in diesen Zeiten wenigstens in Bezug auf die eigene Arbeit nicht nehmen lassen will.

Und mit Freiheiten kennt Senoner sich aus. Gerade weil ihr die Liebe zu ihrem Beruf so teuer ist, dass sie sie nicht schal

Weiertanzen

Der Verein Fokus Tanz lässt sich nicht unterkriegen. Das Think Big!-Festival, die explore dance-Netzwerktreffen und die Arbeit an Schulen finden statt, nur anders.

Sechs Meter, das ist der Abstand, den Tänzer auf der Bühne derzeit voneinander halten sollen. Sechs Meter – damit geht nicht viel. Simone Schulte-Aladag klingt trotzdem frohgut. Think Big!, das Tanz- und Performance-Festival für Kinder und Jugendliche, dessen siebte Ausgabe sie in den letzten beiden Jahren gemeinsam mit der Schauburg geplant hat, kommt nun ersatz- und auszugsweise in einem Film unter (siehe S. 21), der die Macher zu Wort kommen lässt und Ausschnitte aus den 15 internationalen Produktionen präsentiert, die aus bekannten Gründen nicht gezeigt werden können. »Auf dieser Grundlage«, sagt Schulte-Aladag, »können wir den Künstlern wenigstens etwas bezahlen, denn Ausfallhonorare sind nicht erlaubt, wenn keine entsprechende Leistung erbracht wurde.«

Der Film wird am 9. Juli im Außenbereich der Muffathalle gezeigt. Drinnen, in der Halle, deren Größe das Abstandhalten leicht machen sollte, wird davor ab 16 Uhr ein sogenanntes »Pop Up Showcase« von explore dance stattfinden, das zugleich als Fachtagung firmiert. Dafür wurden 15 Seiten Hygienevorschriften erstellt. Jeder Schritt jeder Person ist vorgeplant. Mit dabei: Das von Anna Konjetzky choreografierte Solo »Move more morph it!« für die wunderbare Sahra Huby und einen Tisch. Es sind die mobilen, kleinen sogenannten Pop-up-Formate, die als hygienekompatibel übrig geblieben sind vom ursprünglich sieben Produktionen umfassenden Programm, das dem Think Big!-Festival vorgeschaltet gewesen wäre und auch die Bühnen-Stücke beinhaltet hätte, die im Laufe des Jahres in Potsdam, München und Hamburg unter dem Dach von »explore dance – Netzwerk Tanz für junges Publikum« entstanden sind. Diese auf Austausch von Know-how und künstlerischen Produktionen sowie der Gewinnung hochkarätiger Choreografen für die Jugend basierende Initiative ist eine feine Sache – und so vielversprechend aus den Startlöchern gekommen, dass sie 2019 den »Der Faust«-Pers-

pektivpreis gewonnen hat. Wegen Corona hängt aber auch hier derzeit Vieles in der Luft. Choreografin May Zarhy etwa stammt aus Israel, eine ihrer Tänzerinnen aus Athen. Daher kam ihre Münchner Produktion »Libelle« über einen ersten Workshop nicht hinaus. Ähnlich ging es laut Schulte-Aladag Lee Méir und André Lewski in Potsdam. Und Sebastian Mathias' inhaltlich eigentlich wunderbar in die Zeit passende Performance über Intimität gehorcht ebenso wenig den geltenden Abstandsregeln wie Ceren Orans neueste Produktion.

Weil die Münchner Choreografin obendrein gerade in San Francisco festsitzt und ihr Mittänzer Roni Sagi in Israel, kommt ihre Musikerin Gudrun Raber-Plaichinger in die Muffathalle, um zum Trailer von »Fliegende Wörter« über dessen Entstehungsprozess zu sprechen. Das renommierte Duo deufert&plischke feiert das München-Debüt des interaktiven, aber an die neue Situation angepassten Stücks »Spinnen« – und zwischen Vorstellungen und Vorträgen wird fleißig gelüftet. Wer dem nicht traut, kann das gesamte Programm auch im Stream verfolgen, ebenso wie die Diskussion mit der Tanzjournalistin Elisabeth Nehring und einigen Szenevertretern über Theater im ländlichen Raum tags darauf im HochX. Und eine Woche später kann man bei einem Fach-Symposium zu »Methoden der Wahrnehmungsreflexion« in der Studiobühne der LMU einige Künstler kennenlernen, die man sonst bei Think Big! gesehen hätte. Ob Kabinet K, die niederländischen Musiktheatermacher hinter dem Projekt »Cellosturm« und Christine Devaney aus Schottland live oder per Zoom anwesend sein werden, ist in diesen konjunktivischen Zeiten jedoch



In der interaktiven Performance »Spinnen« von deufert&plischke werden Geschichten und Gedanken zum Thema Kleidungsstücke gesponnen
© Angélique Préau

schlecht vorherzusagen. Geplant, sofern das Wort noch erlaubt ist, ist die Verlegung des eigentlich biennalen Festivals ins kommende Jahr. Wenn neben der Stadt München, die laut Schulte-Aladag bereits ihre Sympathie bekundet hat, auch der Bund zusätzliche Gelder fließen lassen würden, könnte das nur bis Herbst 2021 finanzierte explore dance-Programm bis Juni 22 verlängert werden: »Die Zeit bräuchten wir, um alle liegengelassenen Produktionen zu Ende bringen und die bestehenden coronatauglich umarbeiten zu können.« Und vielleicht geht es sogar auch nach Ablauf des dritten Jahres weiter mit dem Stadt-Land-Bund-Projekt. Ein zweiter Antrag beim Tanzpakt, sagt Schulte-Aladag, würde den Schwerpunkt auf die Pop-up-Formate legen, mit denen man zu den Kindern gehen kann, und zwar zu allen. Denn zu den Kindern gehen, das ist für den hinter all diesen Unternehmungen stehenden Münchner Verein Fokus Tanz zentral. Zum Beispiel in die Schulen, in denen die Tanzvermittler – o Wunder – schon wieder ein Bein haben. »Wir haben die Schulleiter, mit denen wir kooperieren, schon früh angerufen. Viele waren zunächst reserviert und haben auf konkrete Ansagen zu Hygieneauflagen gewartet«, sagt Schulte-Aladag. Aber seit der letzten Maiwoche wird in einer Kita und drei Schulen wieder getanzt: in kleinen Gruppen von 6 bis 12 Kindern, draußen oder in Turnhallen. Und weil die Anleiterinnen gebeten wurden, die Kids nicht auszupowern, »wegen der Aerosole«, hat man sich Markierungen einfallen lassen, innerhalb derer sich die Kinder wenig schweißtreibend bewegen. Was interessiert beugte wird von Sportlehrern, die ja im Moment auch nach gangbaren Wegen für ihren künftigen Unterricht suchen.

Dass bei all den Serviceangeboten – so hat der Verein die Schulen auch mit digitalen Übungspaketen für bewegte Pausen und Homeschooling versorgt – die Fokussierung auf Kunst und Kreativität etwas verwischt, ist auch Simone Schulte-Aladag klar. Aber man müsse jetzt und wohl auch weiterhin flexibel reagieren. Zu Gunsten der Kinder, die die Politik vergessen hat. Und damit »Zeichen setzen, dass Kunst lebendig ist und Menschen Interaktion brauchen«. Jetzt sogar mehr denn je! || sl

EXPLORE DANCE POP UP FEATURE THINK BIG!

9./10. und 16./17. Juli | Aktuelle Informationen (Teilnahme vor Ort oder online nur mit Anmeldung) unter: www.thinkbigfestival.de und www.explore-dance.de

sich immer neu zu erfinden

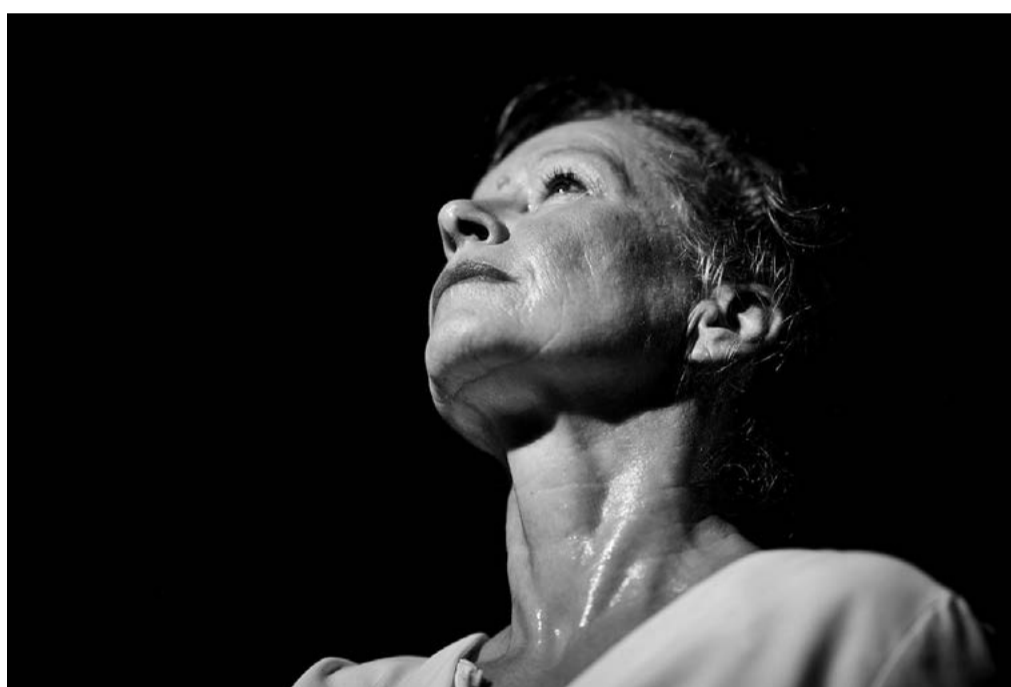
werden lassen will, genehmigt sie sich alle sechs bis sieben Jahre eine Pause von der jährlichen Antragschreiberei. Und weil es jetzt zufällig gerade wieder so weit war, hat sie der Shutdown viel weniger hart getroffen als andere.

Pausen dienen Claudia Senoner zum Atemholen, aber auch ihrer Neuerung. Das war so nach ihrer Ausbildung am Münchner Staatsballett, als sie an einigen Theatern tanzte und schließlich zu choreografieren begann. Das war so, als sie den zeitgenössischen Tanz entdeckte und schließlich als freie Choreografin unter dem Label LOOPTanzperformance in Nürnberg, dann vor allem in München arbeitete, während sie parallel bei Coac in Stuttgart tanzte. Lange hat Senoner daneben in kleinen Projekten mit zeitgenössischen Musikern immer minimalistischere Bewegungsforschungen betrieben. Aber das ist jetzt

durch: »Das habe ich zehn Jahre lang praktiziert. Ich kann nicht mehr.« Auch, um wieder zu neuen, größeren Bewegungen zu kommen, ist Senoner der Stuttgarter Impro-Gruppe Instant PIG beigetreten, die einmal im Monat vor Publikum Choreografien zeigen, die im Moment entstehen, bei denen die zwischen drei und acht Performer unglaublich genau aufeinander achten müssen. Und auch auf sich selbst: »Wir fangen nicht einfach an rumzuhampeln«, erklärt Senoner, »sondern müssen schauen, wo im Körper was passiert. Das Ziel ist, die Bewegung kommen zu lassen, ohne sie bewusst zu forcieren. Dafür muss ich, wenn ich meinen Kopf bewege, auch spüren, was mein kleiner Zeh macht.« Man sieht Senoners Bewegungen diese umfassende Bewusstheit an. Dieses »Ganzkörpergefühl«, wie sie es nennt, das sie auch ihren Schülern beizubringen versucht. Denn ihre

Miete bezahlt das Unterrichten – derzeit vor allem an der privaten New York City Dance School in Stuttgart und an der Akademie für Darstellende Kunst in Ludwigsburg, wo sie angehenden Tänzern, Kindern und Schauspielschülern Ballett, Impro-Techniken und Körperarbeit beibringt. Auch deshalb, sagt Senoner, »führe ich ein ziemlich anstrengendes Leben. Dauernd unterwegs zwischen Studio und Studio, fällt es oft schwer, dazwischen noch schnell kreativ zu sein.« Die Fahrten sind während des Shutdowns weggefallen, wobei sich Senoners finanzielle Einbußen in Grenzen hielten, weil sich ihre Auftraggeber schnell Online-Alternativen überlegt hatten. Kein Ballett natürlich, von dem sich für sie immer noch ein roter Faden zieht zu allem, was sie heute macht. »Ich komme total vom klassischen Ballett und habe es immer in meinem Rucksack dabei« – und damit wohl auch die Disziplin, die sich selbst in dieser sehr eigenen Form der Selbstfürsorge zeigt, mit der sie immer wieder fragt: Was muss ich ändern? Was brauche ich jetzt?

Gerade nimmt sie Kurs auf den Text, ein wenig zu ihrer eigenen Überraschung: »Vor 15 bis 20 Jahren habe ich meinen Mund nicht aufgebracht auf der Bühne. Etwas zu sagen war die Hölle.« Jetzt hat die inzwischen 56-Jährige das Gefühl, Sprechen könne sie bereichern und vielleicht auch noch in zehn Jahren funktionieren, wenn es eng wird mit dem Tanzen. Die Pause, sagt sie, habe auch die Lust aufs Unterrichten wieder gefördert und darauf, ein neues Solo zu machen – »um beim Forschen noch etwas bei mir zu bleiben«. Und vielleicht wäre es nach sechs, sieben Jahren auch mal wieder an der Zeit, für jemand anderen zu choreografieren. Sie hat dafür auch schon eine ehemalige Schülerin im Blick, »die super improvisiert, eine tolle Energie hat und vor allem nicht diese typische Tänzer-Attitüde, die mir auf den Wecker geht. Ich kann nicht arbeiten mit jemandem, mit dem ich ständig kämpfen muss. Ich brauche eine gute Atmosphäre und Leute, die die auch brauchen.« Das ist wohl einer der Gründe für Claudia Senoners in der Regel sehr lange Arbeitsbeziehungen. Mit dem Choreografen Fabian Chyle arbeitet sie seit 2001, mit Mark Kysela etwa ebenso lang zusammen. Und seit 40 Bühnenjahren arrangiert sie sich immer wieder neu mit sich selbst. ||



Claudia Senoner | © Frank Post (2)

MMMOOZ

Schwere Reiter | Dachauer Straße 114 | 18./19. Juli | 20.30 Uhr
Tickets: www.schwerereiter.de
Reservierung vorab unbedingt erforderlich

Öffnungsprozesse

Die traditionsreiche Tanzwerkstatt Europa kann nun live mit Workshops und Vorstellungen stattfinden.

THOMAS BETZ

Die Tanzplattform Deutschland war Anfang März die letzte große Veranstaltung mit internationalem Publikum, die in Bayern über die Bühne ging, ausgerichtet von Joint Adventures in München. Und die traditionsreiche Tanzwerkstatt Europa ist nun das erste Festival, das wieder mit live im Saal präsentem Publikum stattfinden kann. Am 28. Juli geht es los. »Wir hatten Glück«, meint Walter Heun, »läge der Termin zwei Wochen früher, hätten wir es nicht als Präsenz-Format machen können.« Als Festival wollte der Gründer und Leiter seinen zehntägigen Tanz-Hotspot übrigens nie verstanden wissen. Da verbindet sich ein internationaler Sommerkurs aus Workshops für Profis und Amateure mit einer festivalartigen Präsentation avancierter Produktionen plus Diskursangebot. Eine Mischung also aus Schweiß und Atem, Muskeln und geschärfter Wahrnehmung, dazu fordernde und begeisterte Vorstellungen, und gefeiert wird normalerweise auch.

Auf die vielen unsicheren Parameter und die ständige Veränderung der Genehmigungslage reagierte Joint Adventures mit einer Doppelstrategie: Die ganze Zeit über wurden zwei Tanzwerkstatt-Versionen geplant, eine analoge und eine digitale. So musste man den Künstlern nicht absagen. »Wir hätten auch alle Workshops im Programm, zur gleichen Uhrzeit, im Netz durchgeführt«, erklärt Walter Heun. »Und wir hätten in technisches Equipment investiert, denn die Stücke sollten nicht einfach nur abgefilmt als Video gestreamt werden. Die Künstler hatten wunderbare Ideen, wie sich das choreografische Denken, das in den Stücken steckt, digital in einer anderen Form realisieren lässt. Wim Vandekeybus, der ursprünglich dabei sein sollte, wollte mit einer 360-Grad-Kamera arbeiten, Yoann Bourgeois hätte sein »Fugue Trampoline« aus verschiedensten Kameraperspektiven inklusive Flugdrohne visualisiert. Eine solche digitale Tanzwerkstatt hätte ich auch reizvoll gefunden, weil sie zu einem intensiven Nachdenken zu Aspekten von »Liveness« und »Interaktion« in den performing arts führt.«

Andererseits wurde die Hoffnung nicht aufgegeben, dass sich alle Teilnehmer und das Publikum vor Ort in München zusammenfinden. »Wir waren zuversichtlich, dass sich die Öffnungsprozesse, die sich in anderen Ländern wie etwa Österreich abgezeichnet haben, auch bei uns realisieren.« Die Lockerungspolitik erlaubte zunächst 50 Zuschauer indoor und 100 im Außenraum. »Ich war mit anderen Vertretern verschiedener Kulturverbände mit Kulturminister Bernd Sibler im Gespräch, wobei sich weitere Lockerungen abzeichneten. Jetzt stehen wir bei 100 und 200, noch mit Abstandsregel von 1,5 Meter und Mund-Nasen-Schutz, vielleicht bewegt sich bis Ende Juli noch etwas. Aber wir können jetzt die Veranstaltung analog vor Ort planen.«

Die Workshops finden in der Tanztendenz, in der Muffathalle und diesmal auch in der Iwanson-Schule statt. »Die hatten ja auch Einnahmeausfälle, die wir durch die Anmietung ein wenig kompensieren helfen können«, erläutert Heun. Hier erlaubt die Abstandsregel jetzt immerhin 20 Beteiligte. Das ergibt deutlich weniger Einnahmen als früher bei 30 oder auch mal 40 Teilnehmern. Und es müssen organisatorische Vorkehrungen getroffen werden: Sicherheitsabstände auch beim Zutritt und Ausgang. Dementsprechend wird Charlie Morrissey dieses Jahr nicht Contact Improvisation unterrichten, sein Kurs »New Proximities and Imagined Others« setzt sich mit Distanz und Nähe auseinander.

Der Münchner Stephan Herwig zeigt noch einmal »Rhythm and Silence«. Mette Ingvarsten bringt ihr Solo »21 pornogra-

phies«, und in »Portrait of Frédéric Tavernini«, das auch auf dem Programm der Tanzbiennale in Venedig im Oktober steht, wird Choreograf Noé Soulier den Tänzer selbst am Klavier begleiten. Der erste Plan bei 50 erlaubten Zuschauern war, die Vorstellungen aufzuzeichnen und auf der Terrasse der Muffathalle zu screenen, deshalb wurden sie später am Tag angesetzt. »Jetzt gibt es in der Muffathalle bei 100 erlaubten Zuschauern – durch die Abstandsregel – doch nur 70 Plätze zu besetzen. In Österreich gilt im Zuschauerraum ein Mindestabstand von einem Meter, ohne Schutzmaske, schachbrettartig versetzt, also jeder zweite Stuhl und die Reihe dahinter gegengleich besetzt: So erhöht sich die Kapazität auf 50 Prozent der normalen Bestuhlung. Und es hat sich bislang in Theatern, laut Auskunft des Ministeriums, noch niemand infiziert. Natürlich muss man verantwortlich mit der Sicherheit von Zuschauer*innen und Beteiligten umgehen.«

In der Tat sind die aktuellen Bestimmungen nicht ohne Widersprüche: In den Kammerspielen verlieren sich Ende Juni 100 Zuschauer mit Mundschutz im Parkett mit den ausgebauten Stuhlreihen und auf dem Balkon, während die Leute, ohne Mundschutz, vor und nach der Vorstellung draußen in 10er-Gruppen auf engstem Raum sich zuprosten und anschreien dürfen oder vor einer Bar sich mit ihren Drinks auf dem Gehsteig drängen wilder als auf der Wiese.

Es waren bei der Planung von Anfang an auch Open-Air-Vorstellungen vorgesehen. Etwa ein Symposium mit Picknick und Performances (mit Sitzdecken als Abstandshalter und selbst mitgebrachten Speisen), das im Jardin d'Institut Français stattfindet. Der öffentliche Parcours »Shadowpieces« von Cindy van Acker ist jetzt indoor in einer großen Halle geplant, könnte aber auch im Außenraum stattfinden. »Es gibt noch offene Fragen, aber wir können alle Programmpunkte realisieren«, erklärt Heun. »Weil jede neue Verordnung auch Veränderungen der möglichen Kartenkontingente nach sich zieht, warten wir noch mit dem Ticketverkauf: Es gibt eine Online-Reservierung, wir brauchen die Kontaktdaten der Besucher*innen für eventuelle Infektionsnachverfolgung. Die Beginnzeiten und Orte stehen eigentlich fest, aber falls sich etwas ändert, müssten wir das dann noch kurzfristig kommunizieren.« ||

TANZWERKSTATT EUROPA

Verschiedene Spielorte | 28. Juli–7. August | Informationen zu den Workshops (Anmeldung läuft) und Vorstellungsterminen (Vorverkauf ab Anfang Juli) unter: www.jointadventures.net



Jefta van Dinther ist wieder bei der Tanzwerkstatt dabei und zeigt »Plateau Effect«, das er 2013 für das Cullberg Ballett kreiert und 2019 beim Staatsballett Berlin neu einstudiert hat | © Jubal Battisti

Zwei Münchner in Wuppertal

Das Tanztheater Wuppertal Pina Bausch ist im Umbruch. Fragen an Intendantin Bettina Wagner-Bergelt und Dramaturg Stefan Dreher zum Stand der Dinge.

Das Tanztheater Wuppertal fuhr nach dem Tod Pina Bauschs im Jahr 2009 irgendwann zweigleisig. Man pflegte vor allem das speziell bei Gastspielen weltweit bis heute gefragte reiche Erbe, versuchte aber zugleich, und dies nicht immer glücklich, das Repertoire mittels Kreationen zu erneuern. Die Leitung der verwaisten Compagnie, in die keine Ruhe einkehren wollte, rekrutierte sich zunächst aus den eigenen Reihen: Der Tänzer Dominique Merci und der Dramaturg Robert Sturm gaben interimistisch den Stab weiter an den Tänzer Lutz Förster. Ihm folgte Adolphe Binder, zuvor Direktorin der Dansekompani Göteborg, deren Intendantensessel in nur einem Jahr zum Schleudersitz mutierte. Seit 2009 auch hatte Bausch-Sohn Salomon als alleiniger Erbe in einer Art Parallelaktion wunschgemäß die Pina Bausch Foundation gegründet und ein hochmodernes Archiv für deren Œuvre etabliert. Das Gerichtsverfahren um Binders Rauswurf zog sich hin, da hatte man bereits Bettina Wagner-Bergelt, vormals Stellvertretende Direktorin des Bayerischen Staatsballetts bestellt, die die Compagnie künstlerisch zukunftstauglich machen sollte. Wagner-Bergelts Vertrag läuft nach nur drei Jahren wunschgemäß mit dem Ende der Spielzeit

Bettina Wagner-Bergelt
© Anne Schwartz

Stefan Dreher
© Irina Pasdarca



ohne Erwartungsdruck dem Stück nähern zu dürfen, als Reflexionsgrundlage, und die damaligen Fragen bei der Stückentwicklung heute, 2020, vielleicht ganz neu zu beantworten, sich ihnen neu zu stellen.

Haben Sie da schon einschlägige Erfahrungen?

Dreher: Ja, wir haben ja »Blaubart« nach mehr als 30 Jahren in ganz neuer, junger Besetzung gemacht. Das war ein großer Erfolg und intern ein sehr wichtiger, umkämpfter Schritt.

Wie ist es, in einem eingeschwoeren Ensemble wie dem Tanztheater als Neuer seinen Patz zu finden?

Ich wurde herzlich und vertrauensvoll empfangen. Und dann kannte ich ja schon Rainer Behr und Ruth Amarante vom gemeinsamen Studium an der Folkwang-Schule..

Wie gingen Sie Ihre Arbeit an?

Meine Funktion war erst einmal Zuhören. Das Tanztheater hatte ja schwer gelitten unter den ganzen Konflikten. Und ich meine nicht nur die der letzten zwei Jahre. Im Raum standen zwei Begriffe: Vertrauen und Respekt oder vielmehr Respektlosigkeit ...

... gegenüber Pinas Werk?

Irgendwie auch. Genau wird das nicht gesagt. Ich glaube auch, den Respekt gegenüber den Tänzern, denn die haben ja das Werk getragen.

Wagner-Bergelt: Es gab viel Misstrauen. Ich war von der Stadt engagiert worden ohne Wissen des Ensembles. Kam aus einer klassisch-modernen Compagnie, für viele immer noch das Gegenteil von Tanztheater, mit einem unheimlichen Enthusiasmus und bin dann mitten im Auge des Orkans gelandet. Da waren die Auseinandersetzungen über meine Vorgänger, über die 10 Jahre nach Pina, die jeder anders erlebt hatte.

Was war der Ausweg aus dem Dilemma?

Ich habe viel und mit allen geredet. Roger Christmann, kaufmännischer Geschäftsführer, und ich haben bald beschlossen, einen Coach dazu zu nehmen, um Klärungsprozesse zu begleiten. Wir haben strukturell vieles überdacht. Dafür hatte es nie Zeit gegeben – auch nicht dafür, über Pinas Tod zu trauern. Es wurde unter den wechselnden Leitungen weder diese konkrete Situation analysiert noch danach gefragt, was für eine Compagnie man eigentlich sein wolle.

Welche Konsequenzen hat eine solche Selbstbefragung?

Die Forderung nach Respekt einem Menschen gegenüber finde ich selbstverständlich, aber einem Werk gegenüber problematisch. Man muss dieses Werk als Kunstwerk wahrnehmen, kann sich nicht mehr darauf berufen: Pina hat das gesagt, Pina hat jenes gesagt. Pina ist nicht mehr da. Und wir müssen ihr Werk, wenn es auf der Bühne ist, kritisch reflektieren und fragen: Was ist die Qualität, wo ist das Zwingende, das Heutige? Warum interessiert es uns?

Stefan Dreher, ist Dramaturgie für Sie als Tänzer und Choreograf nicht etwas wie Trockenschwimmen?

Dreher: Meine dramaturgische Arbeit bestand am Anfang in der Betreuung sogenannter Underground-Projekte, in der Tänzer des Tanztheaters eigene choreografische Projekte auf die Beine stellen. Das zweite große Projekt, das wir angefangen haben und das wegen Corona verschoben werden musste, ist »Encounters«, eine demokratische Zusammenarbeit von fünf Choreografen: Sidi Larbi Cherkaoui, Richard Siegal, Monika Gintersdorfer, Helena Waldmann und Rainer Behr. Behr, der ja Mitglied der Compagnie ist, hat ein phantastisches Underground-Projekt gemacht und man sieht darin etwas, das ist geradezu genetisch. Wenn Tanztheater-Leute Choreografieren, dann entsteht Tanztheater.

Was passt zum Tanztheater?

Wagner-Bergelt: Ich sehe Pinas Erbe in ihrem Mut und ihrem Aufbruchswillen, ihrem genauen Hinsehen und ihrer Analyse dessen, was uns umgibt. Wir müssen wissen, wo wir sind, wo wir leben, hat sie immer gesagt, und wie wir miteinander umgehen – und das auf die Bühne bringen. Es geht hier nicht um ein Auswägen von 70 Prozent Repertoire und 30 Prozent Neuem. Was ich interessant finde, sind vielmehr Künstler, die ihre Arbeiten aus Pinas Fragestellungen und Stücken heraus begreifen, aber vielleicht eine ganz andere Ästhetik haben. Auch mit dieser Unerbittlichkeit, die sie hatte, egal, wie das Publikum reagierte.

Bettina, Du hast von vornherein gesagt, nicht länger als bis zum Ende der Spielzeit 2020/21 zu bleiben.

Ja, dann muss das jemand Junges und Kreatives in die Hand nehmen, der jeden Tag im Studio ist, Pinas Repertoire zu seiner eigenen Arbeit in Beziehung setzt und das auch im Hinblick auf das Pina Bausch Zentrum denkt. Ein Paradigmenwechsel.

Unter welchen Umständen würdest Du Deinen Vertrag verlängern?

Ich bleibe nur, wenn meine Nachfolge jetzt nicht entschieden werden kann. ||

20/21 aus. Bereits jetzt im Juni hätte ihre ausgeschriebene Stelle neu besetzt werden sollen. Gesucht wird eine kreative Choreografenpersönlichkeit, großzügig, mutig, visionär, die auch von der Compagnie akzeptiert wird – sprich: die eierlegende Wollmilchsau. Corona hat immerhin den kommunikativen Austausch im Tanztheater befördert. Zum Interview sitzt Wagner-Bergelt beim Zoom-Meeting in Wuppertal. Ihr Dramaturg, der freischaffende Tänzer und Choreograf Stefan Dreher, der zwischenzeitlich bei SEAD in Salzburg lehrte, befindet sich in Österreich. Ob er unter neuer Leitung in Wuppertal bleibt, weiß man noch nicht. Derzeit sind die beiden, die sich aus ihrer Münchner Zeit kennen, wie alle anderen Mitglieder des Hauses auch, mindestens bis zur neuen Spielzeit in Kurzarbeit. Denn wie in ganz Nordrhein-Westfalen gibt es in dieser Saison auch in Wuppertal keine Aufführungen mehr.

Haben Sie die Corona-Krise dazu genutzt, nun, elf Jahre nach Pina Bauschs Tod, am Konzept des Tanztheaters zu feilen?

Bettina Wagner-Bergelt: Ja, ich habe sogenannte Art Meetings veranstaltet. Ein-, zweimal die Woche haben wir uns alle getroffen, zunächst mal die Tänzer und ich, und dann aber auch alle übrigen Mitarbeiter. Stefan als Dramaturg war immer dabei. Wir haben sehr spannende Gespräche geführt darüber, woran wir arbeiten, was uns eigentlich interessiert am Tanz, wie wir mit Pinas Werk umgehen. Ich habe Salomon Bausch eingeladen, weil er als Erbe eine ganz wichtige Funktion und Position hat zu der Frage: Wohin gehen wir mit Pina Bauschs Werk?

Welche Ergebnisse hatten die bisherigen Gesprächsrunden?

Viele, viele Fragen. In der Vergangenheit hat man sich nie methodisch darüber auseinandergesetzt, wie einzelne Rollen oder ein ganzes Stück einstudiert werden. Was wollen wir eigentlich auf der Bühne sehen? Was bedeuten Begriffe wie »Authentizität« oder »Original« im Kontext eines Erbes? Bei diesen Meetings sind wir endlich dazu gekommen, diese Fragen zu stellen. Es kommt ja auch zu einem Generationswechsel, jüngere Tänzer arbeiten zunehmend mit in den Übergaben.

Wie ist das zahlenmäßige Verhältnis von neuen und alten Tänzern?

Etwa die Hälfte hat noch mit Pina gearbeitet. Von den älteren tanzen bis auf eine alle noch – aber nicht alles.

Lutz Förster sprach ja schon vor Jahren ziemlich selbstironisch von 17 künstlichen Hüften auf der Bühne ...

Ja, sein spezieller Humor. Aber Virtuosität ist eben ein Thema: Pina hat schöne, wilde, dynamische Choreografien gestellt. Geht es um Virtuosität oder um Semantik und um die Ausgangssituationen, aus denen die Stücke entstanden sind, die man ins Heute transformieren muss? Davon sind Stefan und ich sehr überzeugt, und auch Salomon will mehr Freiheit – vor allem im Zugriff auf die Rollen.

Stefan Dreher: Pina hat gerade in den Kreationen darauf bestanden, sich nicht zu wiederholen. Wir haben mit Salomon auch über eine Art Manifest gesprochen, in dem die Compagnie den Umgang mit den Stücken in solch radikalen Sätzen festlegt, sich immer wieder neu zu erfinden.

Was überwiegt zwischen den Alten und den Neuen? – Ist das so ein Vererbungsprozess oder gibt es da auch Rivalität und Unverständnis? Wie bringen Sie einer Tänzerin, einem Tänzer bei, eine Rolle doch lieber mit einem, einer Jüngeren einzustudieren?

Wagner-Bergelt: Die Zukunft liegt wohl darin, spontaner mit Besetzungen umzugehen. Bis jetzt ist das ein sehr komplexer und schwieriger Prozess, auch anhand von Videos. Ich denke, zukünftig muss das einfacher sein, spontaner, ein Ausprobieren, ohne sich an Äußerlichkeiten zu halten – sich der Grundhaltung von Pina anzunähern: neugierig sein, und vor allem: Risiken eingehen!

Dreher: Womit wir bei einem spannenden Projekt angelangt wären: »1980/2020«, initiiert von Ophelia Young, einer jungen Bausch-Tänzerin, bei dem es zuerst darum geht, sich ganz

Anzeigen

Tücken der Überbrückung

ARNE KOLTERMANN

Auch wenn inzwischen eine maskierte Normalität Einzug in den Münchner Alltag gehalten hat, ist das kulturelle Leben vom üblichen Livebetrieb noch weit entfernt. Großveranstaltungen sind nach einer Vereinbarung von Bund und Ländern bis Ende Oktober untersagt. Doch selbst wenn überschaubare Events stattfinden könnten, ist ein Mindestabstand für kleine Bühnen in Kabarett, Musik und Theater kaum zu gewährleisten – und die für den Infektionsschutz sinnvolle Gesichtsmaske gestaltet den menschlichen Austausch freudloser. Auftritte vor Autos, deren Insassen ihrer Ekstase hupenden Ausdruck verleihen, vermögen auch nicht jeden vom Hocker zu hauen.

Mehr zur Überbrückung denn als Ersatz übertragen Veranstalter Aufführungen oder Konzerte nun übers Internet in die Wohnzimmer der Zuschauer. Ende Mai sorgte eine Pressemitteilung der Ars Musica für Aufsehen, in der sie über ein Schreiben der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien (BLM) informierte. Die Aufsichtsbehörde für privaten Rundfunk und Telemedien informierte den Veranstalter darin, dass das Livestreaming eines Konzerts grundsätzlich einer Rundfunkzulassung bedürfe. Rundfunk ohne Genehmigung könne mit Bußgeldern bis zu 50 000 Euro belegt werden. Zugleich wies die BLM auf eine (zunächst nur bis 1. Juli verlängerte, näheres auf blm.de) Übergangsregelung hin, nach der Livestreams der BLM nur angezeigt werden müssten.

Doch was ist eigentlich eine Rundfunkzulassung und wann wird sie benötigt? Wie Meinungsfreiheit und Pressefreiheit wird die Rundfunkfreiheit in Artikel 5 des Grundgesetzes gewährleistet. Das Bundesverfassungsgericht hat es aber als zulässig erachtet, den Rundfunk durch eine Medienaufsicht im Sinne der Programmvielfalt zu regulieren. Die konkrete Ausgestaltung bestimmen einfache Gesetze. Medienaufsicht unterliegt in Deutschland den Ländern. Mit dem Rundfunkstaatsvertrag haben diese sich wegen der bundesweiten Auswirkungen auf ein einheitliches Regelwerk geeinigt. Entscheidendes Merkmal ist die zeitgleiche Übertragung journalistisch-redaktioneller Inhalte für mehr als 500 potenzielle Nutzer. Ob der Inhalt über Satellit, Kabel oder Internet verbreitet wird, ist nicht entscheidend. Eine inhaltliche Gestaltung durch Kameraschwenks oder Wechsel der Tonebenen spricht für journalistisch-redaktionell, eine starre Kamera dagegen (genau genommen taucht der Begriff »journalistisch-redaktio-

nell« erst im noch nicht gültigen Medienstaatsvertrag auf). Die Übertragung des Filmtons auf einer UKW-Frequenz zur Veranstaltung von Autokino ist dagegen nur anzeigepflichtig. Hier muss allerdings noch eine Frequenz von der Bundesnetzagentur zugewiesen werden.

Abgesehen von der konkreten Ausgestaltung fällt nicht unter den Rundfunkbegriff, wer sicherstellt, dass die Zahl der Streams auf unter 500 Zuschauer begrenzt bleibt. Keine Genehmigung benötigt ferner, wer sein Konzert wie in einer Mediathek zeitversetzt zum Abruf bereitstellt. Doch das Wissen um die zeitgleiche Präsenz anderer ist für viele Anbieter und Zuschauer wichtig. Ein offener Livechat parallel zum Stream sorgt für ein Gefühl der Verbindung. Auf Anfrage erklärte die BLM, es sei ihr »ein großes Anliegen, den Menschen in Corona-Zeiten durch Livestreaming die gesellschaftliche Teilhabe an religiösen und kulturellen Veranstaltungen zu ermöglichen«. Es werde geprüft, ob eine nochmalige Verlängerung des vereinfachten Anzeigeverfahrens »veranlasst« sei. Andere Medienanstalten hatten dies Mitte Juni schon bis zum 31. August beschlossen. Weitere coronabedingte Verlängerungen sind nicht auszuschließen, sollten größere Veranstaltungen, wie abzusehen ist, länger verboten bleiben.

Schon vor der Corona-Krise war die Zulassungspflicht Gegenstand von Diskussionen. Livestreams sogenannter Let's-Play-Videos über Youtube oder Twitch, die User bei selbst kommentierten Computerspielen zeigten, rückten ins Interesse der Medienanstalten. Auch Printanbieter, die sich ihrerseits von redaktionellen Lesestücken öffentlich-rechtlicher Formate wie »Tagesschau« und »heute« bedroht fühlen, treten vermehrt mit Videoinhalten an ihre Leser. Meist mit Abrufinhalten, doch bisweilen auch per Livestream: Nach einer Entscheidung des Verwaltungsgerichts Berlin, wonach es sich dabei um Rundfunk handelt, beantragte die BILD GmbH in Berlin-Brandenburg eine Zulassung.

Demnächst ersetzt der Medienstaatsvertrag den Rundfunkstaatsvertrag. Er soll die noch stark vom klassischen Rundfunk geprägte Regulierung an die Gegenwart anpassen und sieht eine Zulassungsfreiheit bei Angeboten bis zu 20 000 Zuschauern gleichzeitig vor. Dennoch bleibt zu hoffen, dass sich die Kulturveranstalter bald nicht mehr mit Fragen des Rundfunkrechts beschäftigen müssen – und statt auf Livestreaming wieder auf Live-Events setzen können. So wie damals, vor der Krise. ||

Wegen der infektionsschutzbedingten Veranstaltungsverbote setzen viele Kulturschaffende auf Übertragungen via Internet. Was muss dabei beachtet werden?



Von der Isar nach Jerusalem
Gabriella Rosenthal (1913–1975)
Zeichnungen

Ausstellung
18.03. > 02.08.2020
> geöffnet ab 12.05.2020

JÜDISCHES MUSEUM MÜNCHEN
St.-Jakobs-Platz 16 | 80331 München
Dienstag > Sonntag 10 > 18 | www.juedisches-museum-muenchen.de



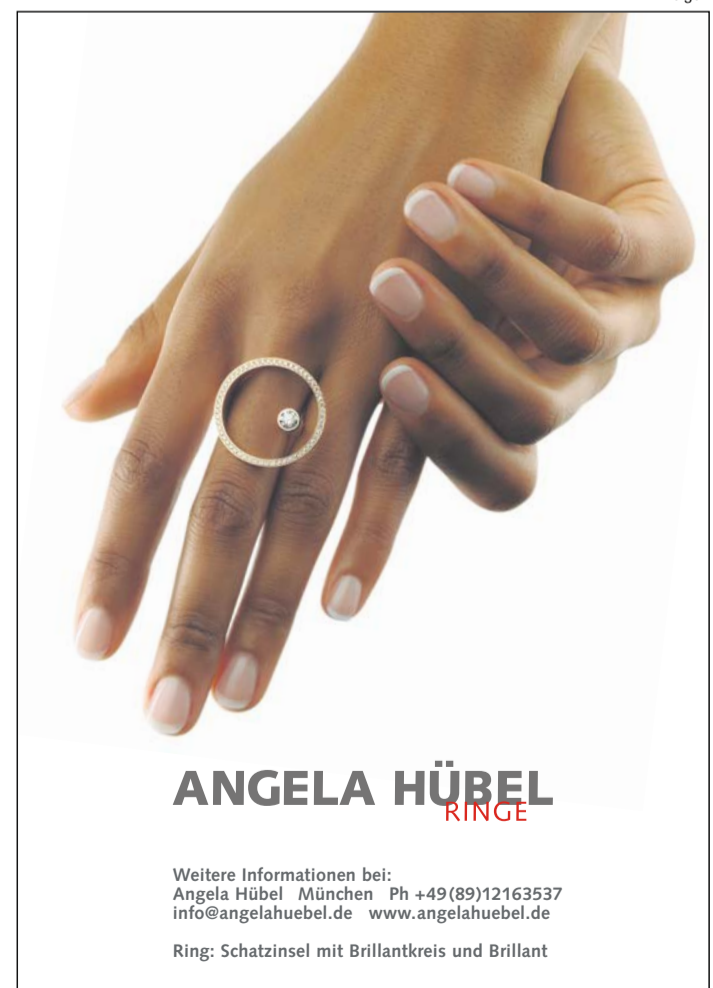
Teilhabe
Sinan von Stietencron
und Monika Supé
bis 30. September 2020

Kunst inklusive!

Mo. bis Do. 8 – 17 Uhr
Fr. 8 – 13 Uhr
Prinzregentenstr. 14 | München

Inklusives Programm
www.kunst-inklusive.de

GALERIE BEZIRK OBERBAYERN
bezirk oberbayern



ANGELA HÜBEL
RINGE

Weitere Informationen bei:
Angela Hübel München Ph +49(89)12163537
info@angelahuebel.de www.angelahuebel.de

Ring: Schatzinsel mit Brillantkreis und Brillant

Anzeigen

Auch wenn sie uns in diesem Jahr vielleicht nicht in die reale Ferne tragen, schenken uns die freien Sommertage vielleicht etwas unerwartet Nachhaltiges: den offenen Blick auf vermeintlich Bekanntes, der uns Entdeckungen ermöglicht – seien es Bücher, sei es der Zauber des Naheliegenden. So wie in den filigranen, fantastisch schönen Bildern aus dem Buch »Nette Skelette« (Mixtvision Verlag), die wir der Erfindung der Röntgenstrahlen vor 125 Jahren verdanken – Bild und Sinnbild in Zeiten des naturwissenschaftlichen Diskurses. Blickfang für die folgenden sechs Seiten Lektüretipps.

Mit



Illustrationen aus dem Buch von Arie van't Riet (Fotos) und Jan Paul Schutten, mit freundlicher Genehmigung des Verlags
© 2017, Arie van't Riet (8)

JAN PAUL SCHUTTEN, ARIE VAN'T RIET: NETTE SKELETTE: RÖNTGEN-BILDER VON TIEREN UND PFLANZEN

Aus dem Niederländischen von Birgit Erdmann und Verena Kiefer | Mixtvision, 2020 | 128 Seiten
24 Euro

WENIGER IST MEHR

»All you need is less«, das aus Gesprächen und Essays bestehende Buch von Manfred Folkers und Niko Paech ist noch vor der Corona-Krise erschienen. Doch viele der Aussagen scheinen auf frappierende Weise die Pandemie vorwegzunehmen, die alle unsere Lebensbereiche im Kleinen wie im Großen erschüttert hat.

So schreibt Paech, Wirtschaftswissenschaftler und profiliertes Vertreter einer Postwachstumsökonomie: »Wie sinnhaft suffiziente Lebensführungen sind, leitet sich schließlich nicht daraus ab, ob sie mehrheitsfähig sind, sondern ob sie eine verallgemeinerbare Problemlösung für den Fall darstellen, dass Krisenszenarien das Wohlstandsgefüge einstürzen lassen. Und diese können nur eine Frage der Zeit sein, wenn am aktuellen Wachstumskurs festgehalten wird.« Und der Dharma-Lehrer und Buchautor Manfred Folkers schreibt: »Die Biosphäre wehrt sich mit Überschwemmungen, Wüstenausdehnung und Humusrückgang. Unsere Nachkommen haben mit weit weniger fruchtbarem Land auszukommen – von den Gefahren einer erhitzten Atmosphäre, von Pandemien (...) ganz zu schweigen.« An anderer Stelle heißt es: »So belegt das Festhalten am schädlichen Steigerungsprinzip, dass die Wachstumsökonomie kaum etwas mehr fürchtet als eine Rezession. Aber eigentlich ist eine Rezession eine große Chance für die Biosphäre und die Zukunft der Menschheit.«

Die Frage, ob die Corona-Pandemie eine Zeitenwende markiert, wird gerade intensiv diskutiert. Dabei steht im Zentrum, ob es ein

Zurück zum bisherigen Modus des Wirtschaftens, das auf Expansion und maximalen Profit ausgerichtet war, geben kann oder ob man die Krise nicht vielmehr zu einem Neustart nutzen muss. Denn spätestens seit der Finanzkrise 2008 wurde so manchem bewusst, dass das neoliberale Wirtschaftsmodell in einer Welt mit endlichen Ressourcen zum Scheitern verurteilt ist. Die Chancen, dass man nun jemandem wie Niko Paech verstärkt zuhört, stehen daher gerade besser denn je. Jahrelang lösten seine Ideen reflexartig die Gegenwehr all jener aus, für die nur das Mantra von immer mehr Wachstum unseren Wohlstand zu sichern imstande ist. Auch wenn dieses auf Kosten der Umwelt sowie der Gesundheit der Menschen geht. Wichtig ist in diesem Kontext, dass Paech auch »grünes Wachstum« kritisiert, das er mit dem Ablasshandel im Mittelalter vergleicht: »Erneuerungsprozesse, die auf ökologisch effizienten oder konsistenten Lösungen basieren, bestätigen das Konsumprinzip.«

Er weiß natürlich, dass er mit einem Begriff wie dem der Suffizienz, also der Reduktion bzw. Selbstbegrenzung vieler lieb gewordener Ansprüche (etwa der jährlichen Flugreise), erst einmal kaum jemanden begeistern kann. In einem Kapitel seines Essays »Suffizienz als Antithese zur modernen Wachstumsorientierung« versucht der vermeintliche Spaßverderber Paech deshalb »gängige Abwehrreaktionen« argumentativ zu entkräften. Vielleicht haben aber vor dem Hintergrund der Pandemie einige bereits von selbst erkannt, dass nicht alles, was sie zu brauchen meinten, immer nötig war. Auf etwas zu ver-

zichten, hieße dann Freiheit (an Zeit, aber auch an Geld) zurückzugewinnen. Ein positiver Effekt, der zur Erhöhung der Lebensqualität führen kann. Ähnlich argumentiert Manfred Folkers. Nur leitet er seine Argumente aus der Lehre Buddhas ab, in der es um die Überwindung des Leids geht, ausgelöst durch Gier, Hass und Verblendung, und die hier als Ethik begriffen wird, nicht als Religion. Schließlich haben sich auch die asiatischen Länder dem Diktat »der Gier-Wirtschaft« unterworfen: »Für mich ist Suffizienz immer verbunden mit Einsicht und Integrität. Es geht um Lebenskunst und inneren Frieden, die um ihrer selbst willen erstrebenswert sind – unabhängig von Äußerlichkeiten.« Ein Buch voller notwendiger Denkanstöße. ||

FLORIAN WELLE

MANFRED FOLKERS, NIKO PAECH:
ALL YOU NEED IS LESS. EINE KULTUR
DES GENUG AUS ÖKONOMISCHER UND
BUDDHISTISCHER SICHT
oekom Verlag, 2020 | 254 Seiten | 20 Euro

WORTWUNDER

Die Kunst- und Wunderkammer von Kaiser Rudolf II. in Prag, eine riesige, enzyklopädische Sammlung, verkörperte als Mikrokosmos das Wissen (und die Macht) über den Makrokosmos, von der Achatschale, die das

Blut Christi aufgefangen hatte, bis zu den Prunkstücken des Goldschmieds Jan Vermeyen, etwa dem wundertätigen Becher aus Beozar, dem Magenstein einer orientalischen Ziege. Solche Wunderkammern versammelter naturalia und artificialia dienten später – auch im kleineren Format eines kunstvollen Kabinettsschranks – der Bildung, Reflexion und Inspiration. Dementsprechend präsentiert sich »Die Wunderkammer der deutschen Sprache« als ein »gedankenfunkenschlagendes Sammelsurium«. Die Fundstücke reichen (alphabetisch, im Register) vom achten Kapitel der »Affentheurlich Naupengeheurlichen Geschichtklitterung« J.B.F. Fischarts von 1575 über Kosenamen bis zu Zungenbrechern und Zungensünden, letzteres sind mit Bußgeld geahndete Beleidigungen gegen PolizistInnen. Zusammengetragen und arrangiert haben diese Schätze und Kuriositäten der Journalist und Literaturvermittler Thomas Böhm und der Verlagskaufmann Carsten Pfeiffer, in München bekannt auch für seine Mitarbeit im Lyrik Kabinett. Erschienen ist der Band im Verlag Das Kulturelle Gedächtnis, einem verdienstvollen Non-Profit-Unternehmen, das wichtige Texte der Kulturgeschichte neu zugänglich macht: Gottlieb Mittelbergers »Reise in ein neues Leben« als Wirtschaftsflüchtling nach Amerika aus dem Jahr 1756 zum Beispiel, Texte zur Gartens Stadtbewegung Anfang des 20. Jahrhunderts oder eine Zeitreise mit Speisekarten in einer Sammlung von 100 historischen Menüs.

Erkenntnis vermittelten die Wunderkammern einst nicht nur durch Kontemplation

auf die Reise!



und Reflexion, sondern auch mittels Überraschung, Staunen und spielerischem Assoziieren. Dafür bietet diese »Wunderkammer der deutschen Sprache« mannigfach bis überreichlich Gelegenheit. Knappe Erläuterungen liefern den linguistischen, sprachhistorischen, literarischen und kulturellen Kontext zum Einstieg in das präsentierte Sprachmaterial. Mit gestalterischem Aufwand, vielleicht nicht ganz souverän, haben Erik Schöfer und 2xGoldstein die schwierige Aufgabe gelöst, die Themen – meist im Umfang von einer bis vier Seiten und in Form von Listen – satztechnisch zu gliedern und zwischen Historie und Heute typografisch und illustrierend zu vermitteln. Sprachgebrauchs-Karten verdeutlichen die »Vielsprachigkeit« des Deutschen, die sich auch im österreichischen und schweizerhochdeutschen Küchenwortschatz, in »Fremdwörtern« wie in heutigen Scheinanglizismen findet. Und in der Einwanderung deutschen Vokabulars ins Albanische oder dem altertümlich-dialektalen Wortgebrauch im Pennsylvaniadeutsch oder im Nam(ibia)-deutsch der ehemaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika.

Zu Listen historischen Autorenvokabulars von Luther, Goethe und Fontane gesellen sich wundersame Blüten in Fachsprachen, Sozio- und Dialekten. Zehn Autor*innen und Übersetzer*innen, von Franz Hohler bis Arno Gruenberg, wurden dazugebeten, ihre zehn Lieblingswörter zu nennen und zu kommentieren. Schön auch die Beispiele poetischer Kindersprache, die Thomas Böhm aus dem Sprachgebrauch seiner Töchter präsentiert. Reizvoll sind die historischen Merkwürdigkeiten und »außergewöhnlichen Alltäglichkeiten« im Sprachgebrauch, wie es die Herausgeber nennen, allemal. Welche Dosis davon Mann/Frau sich täglich zuführen möchte, mag variieren: Das serielle Prinzip der Liste, oft in alphabetischer Anordnung, kann auch ermüden. ||

THOMAS BETZ

THOMAS BÖHM, CARSTEN PFEIFFER (HRSG.): DIE WUNDERKAMMER DER DEUTSCHEN SPRACHE

Verlag Das Kulturelle Gedächtnis, 2019, 2. Aufl. 2020 | 304 Seiten 28 Euro

HAUTFARBE

Als der amerikanische Schriftsteller James Baldwin 1963 seinen Essay »Nach der Flut das Feuer« schrieb, waren Martin Luther King und Malcolm X noch am Leben. Dennoch ging er davon aus, dass es noch 100 Jahre dauern würde, bis das Ende des Rassismus in Sicht sein könne. Er erinnert sich an seine Jugend in Harlem und an den niederschmetternden Sommer Ende der 1940er-Jahre, in dem er als

14-Jähriger verstand, dass er sich zwischen Kriminalität und Kirche entscheiden müsse. Andere Optionen sah er für einen afroamerikanischen Homosexuellen nicht. Er richtet seinen Blick jedoch auch in die Zukunft – in einem Brief an seinen 14-jährigen Neffen. Darin beschwört er den Jungen regelrecht: »Alles, was Dein Leben ausmacht und verkörpert, ist bewusst so angelegt, dass Du glauben sollst, was Weiße über Dich sagen. Bitte vergiss nie, dass das, was sie glauben, dass das, was sie tun und Dir zumuten, nicht von Deiner Minderwertigkeit zeugt, sondern von ihrer Unmenschlichkeit und Angst.« Baldwin liest Begriffe wie »Akzeptanz« und »Integration« als dialektische Umkehrung von Subjekt und Objekt: Nicht die Unterdrückten sind es, die akzeptiert werden müssen, sondern im Gegenteil müssen sie ihre Unterdrücker akzeptieren – »und zwar mit Liebe. Eine andere Hoffnung gibt es nicht für diese unschuldigen Menschen.« Diese selbst proklamierte Unschuld der Weißen, die seit Jahrhunderten von Rassismus und Diskriminierung profitieren und bisweilen nicht um ihre Privilegien wissen, weil sie damit geboren wurden, diese Unschuld ist für ihn das eigentliche Verbrechen. Sein Perspektivwechsel ist nur eine kleine rhetorische Verschiebung, aber ein immenser Gedankensprung in einem auch heute noch von Weißen dominierten Diskurs. Dieser kurze Blick in die »black experience«, in das ständige Mitdenken der eigenen Hautfarbe, ist ein heilsamer und schmerzlicher – und doch nur ein Anfang für eine so vom Rassismus zersetzte Gesellschaft.

Der amerikanische Journalist Ta-Nehisi Coates knüpfte 2015 an Baldwins Rede an und schrieb einen Brief an seinen 15-jährigen Sohn: »Zwischen mir und der Welt« (bei Hanser erschienen) macht deutlich, wie wenig sich in der Zwischenzeit getan hat. Baldwin, das wird heute deutlicher denn je, ist mit seinen Texten nicht nur eine wegweisende Figur in der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, sondern für antirassistisches Denken und Handeln – überall. Die Aktualität seiner Texte über 50 Jahre nach ihrem Erscheinen

lässt die Hoffnung gleichzeitig auflodern und erlöschen. ||

SOFIA GLASL

JAMES BALDWIN: NACH DER FLUT DAS FEUER

Aus dem amerikanischen Englisch von Miriam Mandelkow | dtv, 2020 | 128 Seiten | 10,90 Euro

FAMILIENBANDE

Zu Beginn habe sie nur gewusst, dass sie über eine Frau schreiben wolle, die Männer tötet, so die Autorin Oyinkan Braithwaite in einem Interview mit der BBC. Das hat sie mit »Meine Schwester die Serienmörderin« getan. Und einiges mehr. Im Zentrum des Romans stehen zwei Schwestern aus der Megacity Lagos in Nigeria – Korede und Ayoola. Ayoola, die jüngere der beiden, ist wunderschön, eine buchstäblich männermordende Sirene, der keiner widerstehen kann. Korede, die Erzählerin, glänzt hingegen eher durch Verlässlichkeit und Pragmatismus. Als Krankenschwester, die sich mit Reinigungsmitteln auskennt, ist sie es, die der Jüngeren hilft, die Spuren ihrer Morde zu beseitigen. Doch dann verliebt sich ausgerechnet der Arzt Tade in Ayoola, an den doch Korede ihr Herz verloren hat. Und es stellt sich die Frage, ob sie ihn vor ihrer Schwester schützen muss ...

Anders als der etwas reißerische Titel vermuten lässt, stehen nicht die Morde im Mittelpunkt des Buches. So spielt der Originaltitel »Thicker than Water«, also »Dicker als Wasser«, treffenderweise auch auf die Familienbande an. Und diese, insbesondere die Beziehung der beiden Schwestern, ist tatsächlich zentral. Raffiniert entzieht sich das Buch Genrengrenzen, funktioniert zunächst in Thriller-Manier, um dann größere Fragen zu entfalten. Kann man seiner Rolle in der Familie entkommen? Welchen Stellenwert hat Schönheit im Leben einer Frau? Wie viel Macht üben

Familie und Gesellschaft über das Individuum aus? Oyinkan Braithwaite hat einen rasanten Text geschrieben. Da ist kein Wort zu viel, und doch ist er reich an gedanklichen Anschlussmöglichkeiten, er ist düster und doch komisch. Oder, wie es in der »New York Times« so treffend heißt: »Hat einen Skorpionstachel, und seinen Stich vergisst man nicht.« ||

CHRISTIANE BERNHARDT

OYINKAN BRAITHWAITE: MEINE SCHWESTER DIE SERIENMÖRDERIN

Aus dem Englischen von Yasemin Dinçer
Blumenbar, 2020 | 240 Seiten | 20 Euro

FRAGILES EGO

Den Narzissmus als ausgesprochen zeitgemäße Pathologie behandelt die Psychoanalytikerin Marie-France Hirigoyen in ihrem Essay »Die toxische Macht der Narzissten« und spricht im Untertitel ihrer Schrift auch gleich, »wie wir uns dagegen wehren« können. Den unübersehbaren Elefanten im Behandlungsraum benennt die französische Bestsellerautorin ohne große Umschweife: Er trägt ein »Make America Great Again«-Käppi, neigt zu unfeinen nächtlichen Twitter-Tiraden und verleiht seinem präsidentiellen Ego Lustschübe durch die öffentliche Degradierung anderer. Wie konnte es so weit kommen, dass ein so unzweifelhaft pathologischer Narziss wie Donald Trump an die Spitze der mächtigsten Nation der Welt gewählt wurde und seitdem den Washingtoner Betrieb derangiert, fragt Hirigoyen und verweist im Rahmen ihrer diagnostischen Einordnung auf einen Gesamtanstieg narzisstischer Persönlichkeitsstörungen in den USA. Trump als perfekte Verkörperung eines selbstversessenen Zeitgeistes also. Aber Moment mal, ist es nicht eigentlich ein Gebot der therapeutischen Berufsethik, demzufolge ein Psychiater nur dann eine Diagnose stellen kann, wenn er den Patienten persönlich kennengelernt hat? Anknüpfend an die Devise einiger ihrer Berufskollegen, die im Jahr 2017 der »Goldwater Regel« mit einer »Duty to Warn«, einer Pflicht zu warnen, entgegentraten, unternimmt Marie-France Hirigoyen eine Ferndiagnose der Trump'schen Persönlichkeit und gelangt vom singular-spezifischen zum Allgemeinbefund eines herrschenden Narzissmus. Dass die Autorin dabei eine Denkbewegung im Schweinsgalopp von Individualphänomenen zur sozialpsychologischen Allgemeintheorie vollzieht, wirkt zwar ungestüm, angesichts ihrer tiefen Sachkenntnis dennoch stets plausibel. Banal und schlicht hanebüchen wird es dagegen an Stellen, an denen sie sich in knappen Übersichtsabschnitten bei-



spielsweise über »Das Suchtpotential des Internets, der sozialen Netzwerke und der Videospiele« oder »Die Beschädigung der Arbeitswelt« – ohne Berücksichtigung des Forschungsstandes anderer Disziplinen – auslässt. Das alles führt zudem weit weg von Hirigoyens eigentlichem Gegenstand. Bei sich ist die Autorin dann, wenn sie aus dem Erfahrungsschatz ihres Therapiealltags die gesellschaftlichen Ausformungen des Narzissmus beschreibt. Mit einem häufigen Missverständnis räumt die Autorin zudem auf: Herrschsüchtige Charaktere mögen zwar mit einem furchteinflößend großen Ego ausgestattet sein, auf stabilem Grund steht diese Ich-Konstruktion jedoch nie. Beim kleinsten Zweifel, der sich an ihren Fähigkeiten regt, zerbröckelt das fragile Selbst und beginnt wahllos um sich zu schlagen. Und »great« ist an einer solchen Charaktereigenschaft wirklich nichts. ||

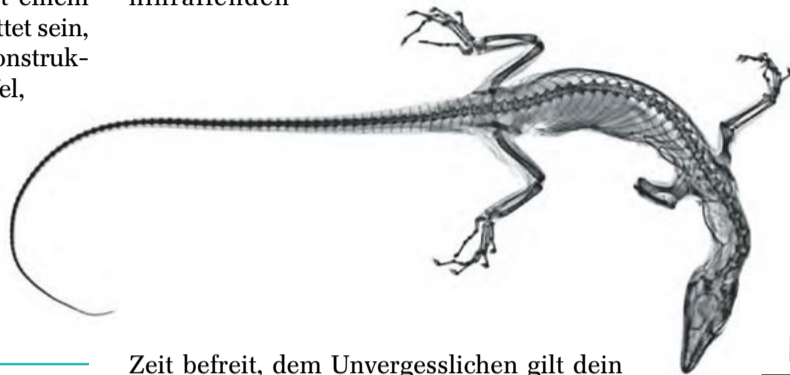
CHRIS SCHINKE

MARIE-FRANCE HIRIGOYEN:
DIE TOXISCHE MACHT DER NARZISSTEN
UND WIE WIR UNS DAGEGEN WEHREN
Aus dem Französischen von Thomas Schultz
C.H. Beck, 2020 | 256 Seiten | 16,95 Euro

SPÄTE JAHRE

Hanns Cibulka (1920–2004), mit seinen »Ostsee- und Thüringer Tagebüchern« in den nicht mehr ganz neuen Bundesländern ziemlich populär, ist im Westen quasi unbekannt geblieben. Seine Tagebuchprosa aus den letz-

ten acht Lebensjahren bietet noch einmal eindrucksvolle Beispiele für Cibulkas großartige Journalkunst und belegt seine präzise Beobachtungsgabe. Im »bedenkenlosen Amüsierstreben« der Gegenwart erkennt Cibulka ein säkulares Verbrechen, das ein respektvolles und nachhaltiges Bewahren der Natur verhindert. Fundierte Zeitkritik findet sich hier, immer rückgebunden an Geschichte. Für diesen Dichter bleibt Mnemosyne die ständige Begleiterin seines Schreibens: »Du allein hast uns von der alles dahinfliegenden



Zeit befreit, dem Unvergesslichen gilt dein Blick.« Tambach-Dietharz am Hang des Thüringer Waldes oder die Landeshauptstadt Erfurt sind ebenso wie kriegszerstörte Balkanregionen oder das grandiose Apulien die geschichtsgesättigten Schauplätze seiner wunderbar schwingenden, manchmal sogar magisch anmutenden Prosa. In manchen Wachträumen und Erinnerungen werden mährisch-schlesische Jugendzeiten oder die prägenden Kriegsjahre in Russland und Sizilien beschworen – und siehe, Cibulkas behutsam poetische Sprache macht das Vergangene plastisch und lebendig. »Das Alter fährt nicht wie der Blitz in den Menschen hinein, es breitet sich aus, ganz langsam, ohne Lärm.« Gedichte sind übrigens auch dabei, Lektüre-

Notizen ebenfalls. Manches liest sich nach den Erfahrungen der letzten Monate anders als zuvor: »Wer scharfhörig ist, kann von Zeit zu Zeit die große Mühle mahlen hören. Keiner weiß, auf welche Art und Weise die Natur zurückschlagen wird, doch ihre Schläge werden furchtbar sein. Die Natur hat ein längeres Gedächtnis als der Mensch.« ||

KLAUS HÜBNER

HANNS CIBULKA: SPÄTE JAHRE.
TAGEBUCHPROSA.

Ausgewählt und neu herausgegeben von Heinz Puknus.
Mit Graphiken von Gunter Herrmann | Notschriften-Verlag,
2020 | 232 Seiten | 13,90 Euro

ZU RADIKAL FÜR DIE MENSCHHEIT

Nicht der hübsche, aber altmodische Privatdetektiv Galahad spielt die eigentliche Hauptrolle in diesem unterhaltsamen, klugen Science-Fiction-Thriller. Auch nicht die rätselhafte Programmiererin Juliette, die Ende des 21. Jahrhunderts mitten in ihrer Forschung an der Unsterblichkeit verschwindet. Ebenso wenig deren schillernder Upperclass-Freundeskreis mit den morbiden Hobbys. Sie alle werden ausgebootet von einer längst abgeschalteten künstlichen Intelligenz, einer, die nur kurze Zeit zu leben hatte, bis ihre Schöpfer ihr in Panik den Stecker zogen. Das geschah, lange bevor die Restmenschheit den runtergekommenen Planeten holografisch

verschönerte und Jahrzehnte bevor Galahad seine Ermittlungen aufnimmt. Statt sich über einen klassischen Vermisstenfall den Kopf zu zerbrechen, stößt der Detektiv bald auf Fragen zwischen Technologieethik, Ökologie und Humanismus: Die inkriminierte KI hatte nämlich damals den Auftrag, den Klimawandel zu stoppen. Ihre konsequent kalkulierten Vorschläge waren aber deutlich zu radikal für die Menschheit. Dass die KI auch damit gerechnet und Plan B initialisiert hat, anstatt stillschweigend zu verschwinden – das kapierten die Menschen erst deutlich später. Tom Hillenbrand zeigt in »Hologrammatica«, was gute Science-Fiction ausmacht: Er verpackt große Zukunftsfragen in strandtaugliche Krimunterhaltung. ||

CORNELIA FIEDLER

TOM HILLENBRAND: HOLOGRAMMATICA
Kiepenheuer und Witsch, 2018 | 560 Seiten
12 Euro

PHILOSOPHISCHER ROADTRIP

Der Tod ist eine Beleidigung für jeden, der lebt. Er ist der Urgrund für »existenzielle Empörung, existenzielle Weißglut«, meint der Vater seinen drei Söhnen gegenüber, mit denen er sich zusammen im Wohnmobil auf den Weg zur Sterbehilfe von England aus in die Schweiz begibt. Er hat ALS, eine unheilbare Krankheit, die den Muskeln schrittweise ihre Spannung nimmt und den Menschen auf zunehmend unwürdige Weise in sich zusammenfallen lässt. »Am Ende der Reise« hofft er darauf, durch Erinnerungen, Konfrontationen, Diskussionen

Anzeige

**AUSSTELLUNG
IM KLOSTER
BEUERBERG**

**NEUE
ZEITEN.**

**30.5.20 BIS 1.11.20
MI BIS SO
UND FEIERTAGE
10⁰⁰ BIS 18⁰⁰**



**ALTE
WERTE?**



DIÖZESAN
MUSEUM
FREISING

WWW.DIMU-FREISING.DE

@KLOSTERBEUERBERG

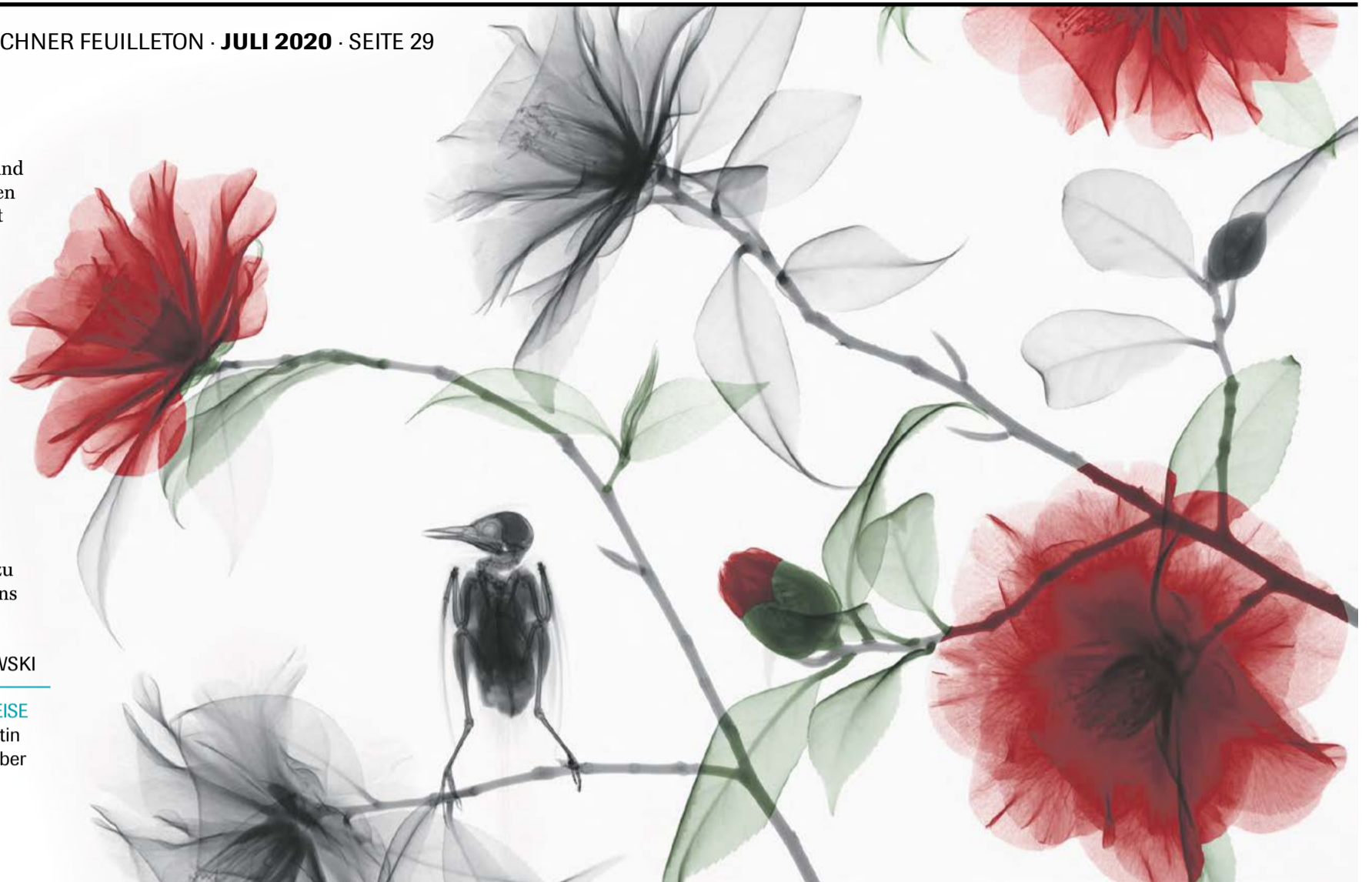
@DIMU.GRAM

mit sich und der Liebe, der Welt und deren Unzulänglichkeiten im Reinen zu sein. Edward Docx, Journalist und mehrfach ausgezeichnete Autor aus Newcastle, begleitet das Quartett auf seinem Weg, lässt es Erhabenes, Witziges, Peinliches im Angesicht der Endlichkeit erleben. Die Dialoge sind brillant, punktgenau, durchleuchten die großen Gefühle und kleinen Fluchten mit einer Nähe zum Personal, dass man dessen fiktionale Herkunft stellenweise vergisst. Dieses Buch nimmt einen mit – sprachlich lustvoll und beiläufig philosophisch – zu den eigenen Zweifeln, nicht nur ans Ende der Reise. ||

RALF DOMBROWSKI

EDWARD DOCX: AM ENDE DER REISE

Aus dem Englischen von Anna-Christin Kramer und Jenny Merling | Kein & Aber Pocket, 2020 | 512 Seiten | 14 Euro

**INS OFFENE**

Ein alter Mann blickt auf sein Leben zurück: »Die Erinnerung erlaubt mir, wieder jung zu sein.« Der Krieg ist seit wenigen Monaten vorbei, doch er prägt das Leben und Denken der Menschen weiter. Der 16-jährige Robert Appleyard aus einem nordenglischen Bergarbeiterort will sich vorher »mit dem Leben vollstopfen«, ehe er unter Tage muss. Er wandert die Ostküste entlang »ins Offene«, übernimmt Gelegenheitsjobs. Eines Tages steht er auf dem Grundstück von Dulcie Piper. Garten und Cottage der älteren Frau sind verwunschen. Sie selbst ist so erfrischend anders als die Frauen, die Robert bisher kennengelernt hat: Sie ist unverheiratet, tough, trägt Hosen und lästert über die Kirche. Robert hilft ihr im Garten, macht Reparaturarbeiten. Im Gegenzug bringt sie ihm bei, das Leben zu genießen. Dazu gehören Freiheit, Poesie, gutes Essen und Wein. Natürlich bergen Dulcie und ihr Garten ein Geheimnis, das nach und nach aufgedeckt wird. »Offene See« von Benjamin Myers ist ein bildersatter Entwicklungsroman, in dem die detailliert beschriebene Landschaft und das Meer eine zentrale Rolle spielen. Und es ist ein lebenskluges Buch für schwierige Zeiten, das leicht, aber niemals seicht ist, das Schönegeistige feiert und zum Träumen einlädt. »Das Leben ist lang, wenn du jung bist und kurz, wenn du alt bist«, weiß Dulcie. »Aber immer unsicher.« ||

FLORIAN WELLE

BENJAMIN MYERS: OFFENE SEE

Aus dem Englischen von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann | DuMont, 2020 | 270 Seiten | 20 Euro

**VORDERGRÜNDIG
ALTMODISCH**

Bei der Lektüre von Elizabeth Jane Howards Cazalet-Chroniken denkt man unwillkürlich an die »Forsythe Saga« von John Galsworthy. Auch Howard beschreibt eine Familie zwischen Tradition und Befreiung von gesellschaftlichen Konventionen und schrieb den fünfbandigen Schmöcker über die Geschichte der Familie Cazalet während des Zweiten Weltkrieges in Anlehnung an ihre eigene Familiengeschichte. Über allem thronen der Holzhändler William Cazalet und seine Gattin Kitty, genannt Brig und Duchy, die tief im viktorianischen Geist verwurzelt sind. Protagonisten der Romane sind ihre drei Söhne Hugh, Edward und Rupert mit ihren Familien sowie ihre unverheiratete Tochter Rachel.

Howard breitet das Leben einer Großfamilie aus, die sich wegen der Bombenangriffe

auf ihren Landsitz zurückzieht. Die Männer arbeiten unter der Woche in London. Deren Berufsleben streift Howard nur, sie konzentriert sich auf die Frauen und Kinder der Familie. Das englische Internatssystem spielt eine Rolle, die Kriegswirtschaft, die Änderungen im Leben einer gehobenen Middle-Class-Familie durch die Verknappung auch an Dienstboten, was heute ziemlich upper class anmutet.

Vor allem aber schildert Howard eher ein passantes die Unfreiheit von Frauen. Die alte Hauslehrerin Miss Milliment genießt eine Art Gnadenbrot bei der Familie, weil sie die Mädchen unterrichtet, die ihrerseits davon träumen, endlich wie ihre Brüder eine Schule besuchen zu dürfen. Rachel wird wegen ihres Status als unverheiratete Frau kein eigenes Leben zugestanden, worunter vor allem ihre Freundin Sid leidet. Geradezu unheimlich beiläufig wird immer wieder erwähnt, wie einige der Männer von ihrem »Recht« auf ihre Ehefrauen Gebrauch machen, die das über sich ergehen lassen. Die jungen Frauen der Familie jedoch befreien sich teilweise aus dem Korsett von Ehe und Konventionen, verlassen ihren Mann oder leben als Berufstätige in London. Doch erst der Untergang der Firma Cazalet zwingt alle zu neuen Perspektiven. Vordergründig altmodische Unterhaltungsliteratur, gewähren Howards Chroniken einen Einblick in die Beschränktheit von Frauenleben in der Mitte des 20. Jahrhunderts. ||

CHRISTIANE WECHSELBERGER

**ELIZABETH JANE HOWARD: DIE CHRONIK
DER FAMILIE CAZALET**

5 Bände | aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Ursula Wulfekamp | dtv, 2018–2020 | 512–621 Seiten | 16,90 Euro, Taschenbuch: 10,90 Euro (Bd. 1–3) (Band 5: »Die neue Zeit« erscheint am 24. Juli)

LIEBE, MACHT UND INTRIGEN

Weg vom verordneten Mehltau-Leben – und sich einlassen auf einen dicken Schmöcker. In fremde Welten eintauchen, in längst vergangene Zeiten, in merkwürdig andere Sprachspiele. Virenfrei und entspannend. »Le rouge et le noir« erschien erstmals 1830, sogar der alte Goethe hat den Roman noch gelesen. Frankreich vor 200 Jahren – hier wird es erfahr- und erlebbar, in seinem Glanz und seinem Elend, in seiner spießigen Provinztristesse und seinem mondänen Hauptstadtleben. Der in Grenoble geborene Henri Beyle, der sich als Autor Stendhal nannte (1783–1842),

war eigentlich ein Kind des 18. Jahrhunderts und hatte in der Napoleonzeit einiges erlebt. Mit der Geschichte des Julien Sorel, der ein authentischer Kriminalfall zugrunde liegt, schrieb er sich frei. Julien, aus ärmlichen Kleinstadtverhältnissen stammend, will nach oben. Um Anerkennung und Ruhm zu finden, ist ihm fast jedes Mittel recht. Als kleiner Hauslehrer beginnt er ein Liebesverhältnis mit der Frau seines Brotgebers. Als er die Familie verlassen muss, lernt er bei den Jesuiten nicht nur Latein, sondern vor allem Verstellung, List und Verschlagenheit. Ein höchst charmanter Schelm wird er, ein vom Schicksal emporgetriebener Glücksritter. In Paris verführt er die steinreiche Mathilde und steigt weiter auf in der abgrundtief verlogenen Welt der geld- und titelsüchtigen Besitzenden. Aber dann holt ihn die Vergangenheit ein. Schüsse fallen. Julien wird zum Tode verurteilt, und erst jetzt kommt er zu sich selbst ... Liebe, Macht, Besitz und unglaubliche Intrigen: Stendhal zeigt La France nach 1815 exakt und realistisch, mit einer Prise Ironie gesalzen, als rigide Klassengesellschaft, in der jegliche soziale Regung und jede Moral auf der Strecke bleiben. Weit weg das alles? Aber ja, aber gern! ||

KLAUS HÜBNER

Es gibt zahlreiche Editionen des Romans, darunter diese Ausgabe:

STENDHAL: ROT UND SCHWARZ

Aus dem Französischen von Arthur Schurig | Insel Taschenbuch, 2013 | 616 Seiten | 10 Euro

SCHREIBEN UND LIEBEN

Dies ist ein Roman, der glücklich macht. Desse Hauptfigur muss ihr Glück jedoch erst noch finden. Casey ist 31 und fast am Ende. Erschöpft von der Arbeit an ihrem ersten Roman, gefrustet vom Ende ihrer Beziehungen, traurig über den plötzlichen Tod ihrer Mutter. In einem Schuppen in Boston müht sie sich mit den letzten Kapiteln ab. Zudem plagen sie Schulden, die sie durch Doppelschichten in einem Restaurant abzustottern versucht.

Mit der verzweifelten, aber stets zum Schreiben zurückfindenden Casey hat Lily King eine sympathische Identifikationsfigur auf die Buchseiten gezaubert. Casey gibt all ihre Schwächen preis, kommentiert lakonisch und herzlich ihre aussichtslose Situation. Im Zentrum der vibrierenden Geschichte entwickeln sich folgende Fragen: Was bleibt in der Realität vom Traum, Schriftstellerin zu werden? Was bleibt von der Liebe, die alles in

einem zum Brennen bringt? Und was ist wichtiger: Schreiben, Leben oder Lieben?

Im Lauf des Romans wird Casey von zwei Männern umworben, beide ebenfalls Schriftsteller. Diese ungewohnte Situation bringt überraschende Erkenntnisse: »In der Regel bremsst ein Mann in meinem Leben mich beim Schreiben, aber zwei Männer, stelle ich fest, geben mir einen Energieschub.« In klarer Prosa und mit feinem Humor lotet Lily King aus, was ihre Protagonistin antreibt. Der in großen Teilen autobiografische Roman ist keine Mainstream-Liebeskomödie, sondern ein vielschichtiger Roman um Schreibende und Liebende. ||

GÜNTER KEIL

LILY KING: WRITERS & LOVERS

Aus dem Englischen von Sabine Roth | C.H. Beck, 2020 | 319 Seiten | 24 Euro | Erscheint am 16. Juli

BÜCHER-GLAMOUR

Was verbindet Homer, Flaubert und Camus mit Alfred Döblin und Christa Wolf? Ihre Werke haben David Bowies Leben verändert. 2013 veröffentlichte der Rockstar eine Liste mit hundert Büchern, denen er diesen Effekt zusprach. Er sei essenziell, schreibt John O'Connell im Vorwort zu »Bowies Bücher«. Bowie habe so manisch gelesen, wie er lange Zeit gelebt habe – auf Reisen ging er mit einer mobilen Kofferbibliothek für 1500 Werke –, und über die Jahre Tausende von Büchern verschlungen. Maßstab für seine Liste als eine Art Vermächtnis war jedoch nicht der persönliche Lieblingsfaktor, sondern der prägende Einfluss. Wie sich dieser vor allem in Bowies künstlerisches Schaffen einschrieb, erzählt O'Connell auf je zwei bis vier Seiten. Wer die wechselhafte Karriere des Pop-Chamäleons kennt, wundert sich wenig über das schillernde Spektrum: Neben Weltliteratur finden sich Kultromane wie »Clockwork Orange«, die Pop-Chronologie »AWopBopaLooBop ALopBam-Boom« oder das Magazin »RAW«, das Art Spiegelman 1986 mit seiner Frau Françoise Mouly gründete, um Comics populärer zu machen. Hier wird nun ein gezeichneter Miniatur-Bowie Teil seines eigenen Bücherkosmos, und zu jedem Titel gibt's Song- und weitere Lektüretipps. Wie nachhaltig Literatur wirken kann, zeigte sich 2013 in Bowies Comeback »Where Are We Now?«. Der Song über einen in »der Zeit verlorenen Mann, der mit den Geistern der Verstorbenen durch die Straßen streift«, schreibt O'Connell, sei von Wolfs »Nachdenken über Christa T.« aus dem Jahre 1968

durchdrungen. Nie war Literaturgeschichte so glamourös. ||

TINA RAUSCH

JOHN O'CONNELL: BOWIES BÜCHER

Aus dem Englischen von Tino Hanekamp, mit zahlreichen Illustrationen von Luis Paadín | Kiepenheuer & Witsch, 2020 | 384 Seiten | 16 Euro

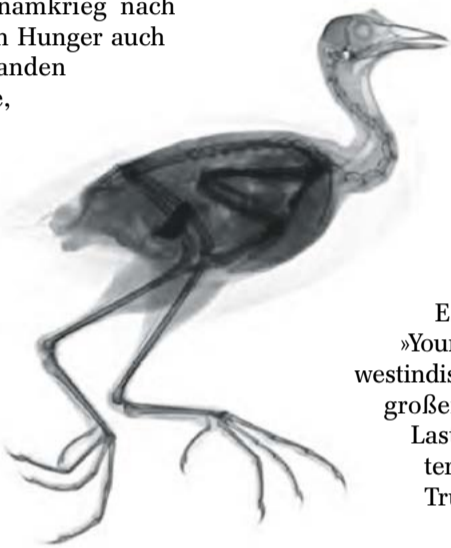
HUNGER NACH LEBEN

»Patricio Lafcadio Hearn war von Geburt an hungrig.« Der erste Satz von Monique Truong's Roman über den unter anderem von Stefan Zweig verehrten Journalisten, Schriftsteller und Japankenner Hearn führt gleich das zentrale Motiv ein: den Hunger. Essen und seine Gerüche spielen eine große Rolle in »Sweetest Fruits«, von den Meeresfrüchten bis zum Rinderbraten. Aber Truong, die einst mit ihrer Familie vor dem Vietnamkrieg nach Amerika geflohen ist, will den Hunger auch im übertragenen Sinn verstanden wissen: nach Leben, Liebe, Zugehörigkeit.

Lafcadio Hearn wurde 1850 auf der griechischen Insel Lefkada als Sohn eines britischen Militärarztes und einer Einheimischen geboren. Mit zwei Jahren kam er nach Irland. Während der Vater abwesend war und dann früh starb, war seine Mutter Rosa

Antonia Kassimati im neuen Land zum Schweigen verdammt. Sie kehrte in ihre Heimat zurück; Mutter und Sohn haben sich nie wiedergesehen. »Dich zu verlassen, ist die größte Liebe, die mir möglich ist«, heißt es dazu bei Truong, die das bewegte Leben Hearn's aus der Sicht dreier kämpferischer Frauen erzählt: seiner Mutter; seiner ersten Ehefrau Alethea Foley, einer ehemaligen Sklavin, die er nach der Emigration in Cincinnati kennengelernt hat, wo seine Karriere als Journalist ihren Anfang nahm; sowie der zweiten Gattin Koizumi Setsu, Tochter eines verarmten Samurai, die er nach der Übersiedlung nach Japan 1891 heiraten sollte. Fortan nannte er, der seit einem Jugendunfall nur auf einem Auge sah, sich Koizumi Yakumo.

Ein erzählerisch überzeugender Kniff, erfährt man so doch viel über die Rolle(n) der Frau(en) im 19. Jahrhundert in ganz unterschiedlichen Kulturen. Der Leser begegnet Machismo, Rassismus, Unfreiheit. »Sweetest Fruits« ist daher auch, aber eben nicht nur, ein Roman über den sensiblen Lafcadio Hearn, dessen Werk man in den letzten Jahren wiederzuentdecken begann. Von den Japan-Essays über den Roman »Youma. Die Geschichte einer westindischen Sklavin« bis zu den großen Reportagen in »Vom Lasterleben am Kai«. Letztere hat ebenfalls Monique Truong zusammengestellt



und sich bereits da als Kennerin von Hearn's Leben gezeigt, das 1904 in Tokio nach einem Herzinfarkt endete. ||

FLORIAN WELLE

MONIQUE TRUONG: SWEETEST FRUITS

Aus dem Englischen von Claudia Wenner C.H. Beck, 2020 | 347 Seiten | 23 Euro
Hörbuch: bonnevoicede | 22,50 Euro

INTRIGUE

1954, als »Bonjour Tristesse« in Frankreich erschien, war die Autorin Françoise Sagan gerade 18 Jahre alt. Das Buch wurde ein Bestseller (Millionenaufgabe), zu einem filmischen Meisterwerk (von Otto Preminger mit Jean Seberg) und wirbelte einen Skandal auf (wegen Cécile, der 17-jährigen Protagonistin). Und wodurch wird eine fiktionale 17-Jährige so skandalös? Durch ihre Freizügigkeit, ihren Zynismus, ihr Ränkespiel. Denn genau darum geht es in dem Roman: Gemeinsam mit ihrem Vater und dessen Geliebter verlebt Cécile eine zweimonatige Sommerfrische an der Côte d'Azur. Das Leben ist ausschweifend, süß, leicht und oberflächlich. So wie es Cécile und ihr charmanter Vater lieben. Als eine weitere Frau auftaucht, schwebt das Idyll in Gefahr. Der Vater möchte heiraten, Vernunft annehmen. Doch Vernunft und Ernsthaftigkeit sind Cécile ein Dorn im Auge, und so heckt sie eine Intrige aus, um die neue Frau an der Seite ihres Vaters loszuwerden.

Was das Buch ausmacht, sind die Atmosphäre und der Plot, der mit Stringenz und Unausweichlichkeit vorangetrieben wird. Und

auch wenn die Lebensentwürfe und diese Welt des bürgerlichen Privilegs nicht mehr viel mit unserer Zeit zu tun haben, so ist die Figur der Cécile in ihrer spätpubertären Haltung zwischen Allmachtsfantasie, Gleichgültigkeit und Unsicherheit zeitlos und weist auch in die Zukunft: in eine Welt, in der Frauen ihr Leben nicht mehr nach Männern ausrichten, sondern selbstbestimmt leben. ||

CHRISTIANE BERNHARDT

FRANÇOISE SAGAN: BONJOUR TRISTESSE

Aus dem Französischen von Rainer Moritz Ullstein Verlag, 2017 | 176 Seiten | 18 Euro
(Taschenbuch 12 Euro)

GEERBTES TRAUMA

Er wollte seine Geschichte geradlinig erzählen, aber er konnte sie nicht in gerader Linie sehen, schrieb einmal der Kanadier Joseph Boyden: »Geschichten sind nie gerade Linien.« Wie ein literarischer Beleg für Boydens These liest sich dieses Debüt. Auf knapp 400 Seiten entfaltet Regina Porter ein Familienepos, das sechs Jahrzehnte (schwarze) US-Geschichte umspannt, in der Zeit hin und her springt und über 30 zentrale Figuren mal mehr, mal weniger miteinander verbindet. In Fahrt kommt die Erzählung, als ein frisch verliebtes junges farbiges Paar 1966 eine Abzweigung vom schnurgeraden Dixie Overland Highway nimmt und in eine Polizeikontrolle gerät. Die dort von den Officers an Agnes verübte rassistisch motivierte Gewalttat verändert nicht nur ihr Leben radikal – das erlittene Trauma nistet sich tief in die DNA der nachfolgenden Generationen ein.

Anzeigen

CPH:DOX WINNER sundance OFFICIAL SELECTION hotdocs

UNTERSTÜTZT VON

SEA SHEPHERD

„AUFWÜHLEND, INSPIRIEREND UND HERZERREISSEND.“
Hollywood REPORTER

„EIN INTENSIVER, VERSTÖRENDE ÖKO-THRILLER.“
VARIETY

VON EXECUTIVE PRODUCER LEONARDO DICAPRIO UND DEN MACHERN VON THE IVORY GAME

SEA OF SHADOWS

DER KAMPF UM DAS KOKAIN DES MEERES.

KINOSTART 23. JULI

CAMINO FILMVERLEH

ZUSAMMEN**WEITERMACHEN**

Wir freuen uns, dass Sie diese Ausgabe in Händen halten. Diesmal gibt es uns wieder in der gewohnten Auflage von 25.000 Exemplaren!

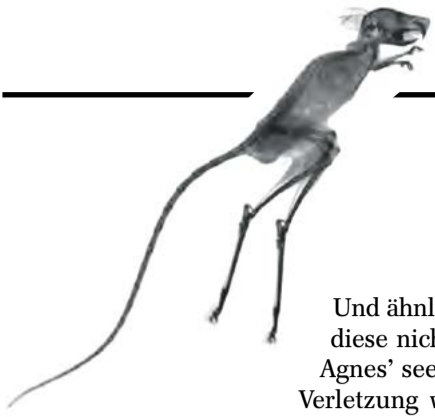
Liebe Leserinnen und Leser, liebe Abonentinnen und Abonnenten: DANKE für Ihren Rückhalt, Ihre Mails und ihre finanzielle Unterstützung. Und DANKE an alle Anzeigenpartner! Bleiben Sie bitte auch weiterhin an unserer Seite.

Wir wollen durchhalten. Mit Ihnen und für Sie.

GLS Bank | IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00

DANKE!

MF || Münchner Feuilleton – der Kulturwegweiser
nachdenken, nicken, kopfschütteln, schmunzeln



Und ähnlich wie diese nichts von Agnes' seelischer Verletzung wissen, gerät die Episode angesichts der vielen Erzählfäden bei der weiteren Lektüre wieder aus dem Blick. Regina Porter schickt ihre »Reisenden« quer durch die USA, in den Vietnamkrieg, nach Frankreich und Berlin. Sie mischt Erzählstile, nimmt einzelne Figuren in den Fokus und reichert den Text mit Fotos an. Wer auf den verschlungenen Pfaden verloren geht, orientiert sich am illustrierten Stammbaum, dessen geheimes Kraftzentrum Agnes' Tochter Claudia und ihr weißer Mann Rufus bilden. Letztlich aber, und das zeigt diese Autorin brillant und bewegend, findet auf Umwegen alles zurück zum Anfang. ||

TINA RAUSCH

REGINA PORTER: DIE REISENDEN

Aus dem amerikanischen Englisch von Tanja Handels | S. Fischer, 2020 | 380 Seiten | 22 Euro

BLUATSBRIADA

»Karl May oder Die Macht der Phantasie« hat Helmut Schmiedt seine Biografie über den ingeniosen Fabulierer und Tausendsassa aus Sachsen genannt. Dank dieser Macht konnte May seine Verehrer lange glauben machen, er sei wirklich Old Shatterhand und Kara Ben Nemsis, hätte Amerika und den Orient bereist und die tollkühnsten Abenteuer selbst bestanden. May behauptete auch, über 40 Sprachen zu sprechen und zu schreiben, darunter sechs arabische und ebenso viele chinesische Dialekte. An anderer Stelle will er gleich »über 1200 Sprachen und Dialekte« verstanden haben. Anzunehmen, dass darunter auch Bairisch fiel? So oder so: Wenn nun der Kabarettist und Moderator Wolfgang »Woife« Berger, auch bekannt als »Der Fälscher«, gemeinsam mit dem Countrysänger Matthias M., der seit Jahren bei den Süddeutschen Karl-May-Festspielen Dasing den Winnetou gibt, in Kooperation mit dem Karl-May-Verlag Bamberg eine bairische Version von Winnetou I erstellt und eingelesen hat, dann kann man nur sagen: Warum denn ned? In eineinhalb griabigen Stunden bekommt der geneigte Hörer die immer wieder berührende Geschichte erzählt, wie das Greenhorn Old Shatterhand zum Blutsbruder Winnetous wurde. Im Slang des Hörbuchs: wie der »Greaschnabe« Charly zum »Bluatsbruada« des Apatschenhäuptlings wurde. Pferde sind hier Pferdl, Indianer (nicht despektierlich gemeinte) »Wuide« und aus deren bekanntem Gruß »Hugh« wird ein astreines »Habedere«. Kurzumadam: fei scho schee, dieses Hörbuch. ||

FLORIAN WELLE

WOIFE BERGER – DER FÄLSCHER & MATTHIAS M.: WINNETOU I AUF BAYRISCH!
Karl-May-Verlag, 2020 | 1 MP3-CD | ca. 90 Min. 15 Euro

RASANT

Jenny Aaron ist blind. Warum sie erblindet, wie sie dagegen kämpft und wie es schließlich ausgeht, erzählt Andreas Pflüger in der Trilogie »Niemals« – »Endgültig« – »Geblendet« auf für deutsche Krimis ungewöhnlich rasante Weise. Pflüger hat Drehbücher für 27 »Tatort«-Folgen geliefert und beherrscht sein Handwerk; mit der Trilogie schreibt er sich frei von Realisierungsbedingungen: Jenny Aaron ist bildschön, hochintelligent, kann Karate und Rapport, kennt die sensorisch bedeutenden Punkte an den Körpern ihrer Gegner, hat ein fantastisches Gehör und einen Geruchssinn wie ein Jagdhund. Man lernt mit der Hauptfigur viel über die Kompensationsfähigkeiten von Blinden und staunt, was Pflüger alles an Tiefenrecherche betrieben haben muss. Wie eine Kreuzung aus der Marvelheldin Jessica Jones und Stieg Larssons Lisbeth Salander hetzt die tragisch umflorte Superwoman von

einer Mission Impossible zur nächsten. Die Bücher fallen in die Kategorie »Binge Reading«, auch wenn man zwischendurch erschöpft innehalten will, weil man das Tempo kaum halten kann. Was Pflüger den liebevoll gezeichneten Mitgliedern der »Abteilung« in ein paar Sekunden alles zumutet, könnte Tom Cruise nicht toppen. James Bond ist dagegen fast schon gemächlich unterwegs. ||

CHRISTIANE PFAU

ANDREAS PFLÜGER: NIEMALS | ENDGÜLTIG | GEBLENDET
Suhrkamp, 2016–2019 | jeweils ca. 500 Seiten
Hardcover 22 Euro | Paperback 10 Euro

KRISENFESTES DENKVERMÖGEN

Nikil Mukerji und Adriano Mannino haben sich einem Projekt der »Philosophie in Echtzeit« verschrieben. Was das bedeutet, erklären die beiden Katastrophenethiker in ihrem kurzen Band »Covid-19: Was in der Krise zählt«. Ein philosophischer Schnellschuss, fürwahr – herabmindernd soll das aber nicht gemeint sein. Im Gegenteil, ein größerer Leserkreis und auch politisches Gehör wäre den Autoren während der ersten Corona-Welle unbedingt zu wünschen gewesen, ergaben sich doch eine Reihe von Entscheidungen rund um den sogenannten Lockdown oftmals ohne Einbezug eines krisenfesten kritischen Denkvermögens. Wer nun aber eine Abrechnungsschrift mit unseren Politikern und der Zunft der Virologen erwartet, wird enttäuscht werden. Vielmehr verlegen sich Mukerji und Mannino darauf, auf Fehlentwicklungen im Bereich der frühen Risiko einschätzung hinzuweisen. So hätten deutsche Behörden und politische Entscheidungsträger viel zu lange Informationen von chinesischen und südkoreanischen Wissenschaftlern und Ärzten ignoriert. Die allgemeine Formel, dass die rasche und umfängliche Verbreitung des Virus so nicht vorherzusehen gewesen sei, widerlegen die beiden Autoren anschaulich und offenbaren das gesundheitspolitische Missmanagement etwa bei der Beschaffung von Schutzmasken, die sich viel zu sehr verzögert habe. Nikil Mukerji und Adriano Mannino blicken jedoch nicht nur auf Krisenversäumnisse zurück, sondern auch voraus. Anhand der Begriffssache Containment (Eindämmung) – Cocooning (Einigelung) – Delay (Verzögerung) zeigen sie Möglichkeiten des gesellschaftlichen Umgangs mit dem Virus sowie der zukünftigen Pandemie-Vermeidung. Besonderes Augenmerk sollten Leser dem Kapitel »Das zoonotische Risiko« schenken, es behandelt die pandemische Gefahrenquelle schlechthin: die Schlachtbetriebe der Massentierhaltung. ||

CHRIS SCHINKE

NIKIL MUKERJI, ADRIANO MANNINO: COVID-19: WAS IN DER KRISE ZÄHLT. ÜBER PHILOSOPHIE IN ECHTZEIT
Reclam, 2020 | 120 Seiten | 6 Euro

KÄMPFENDE HELDIN

Diese Heldin gibt es wirklich, Anne Beaumanoir. Sie ist 1923 in der Bretagne geboren und lebt, heute 96-jährig, im Süden Frankreichs. Mit 16 Jahren schließt sie sich der Résistance an und den Kommunisten. Mehrere jüdische Familien verdanken ihr das Leben. Sie studiert Medizin, wird Professorin für Neurophysiologie, bekommt drei Kinder. Ihr politisches Engagement für Gerechtigkeit und Freiheit endet damit nicht. Sie macht die Unabhängigkeit Algeriens zu ihrem Kampf, wird denunziert und als Terroristin in Frankreich zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Verkleidet

entkommt sie und flüchtet nach Tunesien ins Exil, getrennt von der Familie. Nach der Befreiung Algeriens baut sie für den neuen Staat das Gesundheitswesen auf. Sie stößt auf Verrat und Machthunger bei den Kommunisten ebenso wie in der algerischen Befreiungsfront FLN. Das faszinierende Leben einer Kämpferin, das die literarische Experimentierkünstlerin Anne Weber in »Annette, ein Heldinnen-Epos« besingt.

Das Pathos, das dieses Leben verdient, hat die Autorin allein in den Sprachrhythmus gelegt, kein Pathos einer gehobenen Stilebene, im Gegenteil, der Ausdruck bleibt trotz des rhythmischen Sprechens schlicht, geradezu alltäglich und völlig schnörkellos. Damit zollt Anne Weber diesem Leben wahren und tiefen Respekt, ohne Gefahr zu laufen, es mythisch zu überhöhen, ohne die Protagonistin in eine Sphäre falscher Heldenverehrung zu versetzen. Da wird nichts ausgeblendet, keine Frage nach der Zweifelhaftigkeit der Motive, der bewundernswerte Mut ebenso wenig wie die Schwäche. Auch nicht die schwierige Rolle der Frau in Partei und Widerstandsgruppen, die Faszination des Untergrunds, das Ringen um Ideale. Die Heldin bleibt Mensch, das Heldenleben real. Das Epos als Meditation über menschliche Winzigkeit und Größe. ||

GISELA FICHTL

ANNE WEBER: ANNETTE. EIN HELDINNEN-EPOS

Matthes & Seitz, 2020 | 208 Seiten | 22 Euro

MARISS JANSONS – LEBEN FÜR DIE MUSIK

Fußballer wäre er gern einmal geworden. Doch der Vater, der bedeutende lettische Dirigent Arvids Jansons, legte sein Veto ein. »Niemand hat mich je zur Musik gezwungen«, erinnert sich der Sohn dankbar, der dennoch die Laufbahn seines Vaters einschlug und einer der ganz Großen des Fachs wurde. Mariss Jansons,

Chefdirigent des Symphonieorchesters des Bayerischen Rundfunks, starb am 1. Dezember vergangenen Jahres. Corona hat er nicht mehr erlebt und nicht den GAU, den die Pandemie für sein Orchester wie für alle anderen bedeutet, da sie in großer Besetzung nicht mehr spielen dürfen; Ende nicht abzusehen. Der Musikredakteur Markus Thiel hat viele Gespräche mit Jansons und ihm nahestehenden Personen geführt und lässt seine Lebensstationen Revue passieren: von der Kindheit in einer Musikerfamilie (die Mutter Iraida Jansone ist Sängerin und überlebt in Riga als Jüdin den NS-Terror) über den Umzug nach Leningrad (St. Petersburg bleibt sein Wohnort bis zum Schluss) und die frühe Karriere bis hin zu den Chefpositionen in Oslo, Pittsburgh, beim BR in München und parallel beim Amsterdamer Concertgebouw. Thiel beschreibt das Leben eines Workaholics, für den Musik »eine lebenswichtige, vielleicht sogar überlebenswichtige Droge ist« und dessen Gesundheit seit einem schweren Herzinfarkt dem selbst auferlegten Arbeitsspensum zunehmend im Weg steht. Oder umgekehrt. Brandaktuell: Jansons' hartnäckiges Engagement für einen neuen Münchner Konzertsaal ist hier noch einmal als lokalhistorisches Stationendrama von den Anfängen bis zuletzt nachzulesen. Auch da gilt: Ende nicht abzusehen. Für München war mit seinem Tod eine 16-jährige Ära besiegelt. Manche Sternstunde ist auf CD oder DVD festgehalten, wie die Diskografie im Anhang dokumentiert, darunter seine unheimlich packenden Schostakowitsch-Aufnahmen.

Nach wie vor stehen die BR-Symphoniker ohne musikalische Leitung und ohne eigenes Domizil da. Doch irgendwann wird auch Corona Geschichte sein: Das Konzerthaus im Werksviertel mit Mariss-Jansons-Saal wäre ein würdiges Denkmal für diesen Ausnahmemusiker und ein Zeichen für die Musikstadt München. ||

FRANZ ADAM

MARKUS THIEL: MARISS JANSONS. EIN LEIDENSCHAFTLICHES LEBEN FÜR DIE MUSIK
Piper, 2020 | 318 Seiten | 25 Euro



Mo, 6.7.

LESUNG | ZWIESPRACHE: MAX CZOLLEK ÜBER HIRSCH GLIK

In Wilna geboren, kämpfte Hirsch Glik (1922–1944) gegen die Nationalsozialisten und verfasste eines der bekanntesten Partisanenlieder des Zweiten Weltkrieges. Mit Glik erschließt sich ein weitgehend verschüttetes Archiv wehrhafter Poesie, das wichtige Anstöße für Fragen unserer Gegenwart liefert. Max Czollek hält Zwiesprache mit dem im deutschen Sprachraum nahezu unbekanntem, auf Jiddisch schreibenden Autor. Czollek, 1987 geboren, initiierte und kuratierte das internationale Lyrikprojekt »Babelsprech«, den »Desintegrationskongress« zu zeitgenössischen jüdischen Positionen und die »Radikalen Jüdischen Kulturtag« am Maxim Gorki Theater.

Lyrik Kabinett | Amalienstr. 83 a | 19.00 | **Audioformat:** www.dichterlesen.net und www.ikg-live.de (Benutzername: »ikg«, Passwort »live«)

Mi, 9.7.

LESUNG | MATTHIAS POLITYCKI: »DAS KANN UNS KEINER NEHMEN«

Der ebenso scheue wie weltoffene Hamburger Hans träumt sein halbes Leben davon, auf dem Gipfel des Kilimandscharo zu stehen. Auf dem Dach von Afrika will er mit sich ins Reine kommen. Aber was für ein Pech: Am Grund des Kraters steht bereits ein Zelt, und in diesem hockt Tscharli, ein nervtötender Bayer mit unerträglichen Ansichten. Ein Schneesturm schneißt die beiden wider Willen zusammen, und der Zufall bringt einiges zutage, was lange gut unter dem Teppich lag. Sehr persönlich, was Politycki da schreibt. Moderation: Jochen Temsch.

Literaturhaus | Salvatorplatz 1 | 20.00 | Tickets: www.literaturhaus.de (nur VVK)

Mi, 9.7.

THEATER | ZU UNSEREN FÜSSEN, DAS GOLD, AUS DEM BODEN VERSCHWUNDEN

Die Premiere von Svealena Kutschkes Stück mit dem rätselhaften Titel »zu unseren Füßen, das gold, aus dem boden verschwunden« fand kurz vor dem Shutdown statt. Jetzt ist Jochen Schölchs präzise Inszenierung eines Hinterhofgeschehens in Berlin Pankow, die von dem großartigen Ensemble getragen wird, wieder zu sehen (Kritik in MF 95): Das Publikum erlebt ein junges lesbisches Paar, einen alkoholkranken Gerichtsvollzieher, eine depressive Mittvierzigerin und ihren Ex-Mann. Wem man nicht begegnet, ist Nabil. Er ist der blinde Fleck des Stücks, Reizpunkt, Korrektiv, penetrante Erinnerung an die eigene Schwäche. Damit 45 Personen in den Theatersaal passen, ist es ausschlaggebend, dass 22 wie auch immer geartete Paare aus einer Virengemeinschaft erscheinen, dann bleibt ein Platz für eine Einzelperson übrig. Nur so kann die erlaubte Höchstzahl von 45 Plätzen vergeben werden. Für die Vorstellungen gilt: »Zahl doch, was Du willst«, auf jedem Platz liegt ein Kuvert für den individuellen Obolus bereit.

Metropoltheater | Floriansmühlstr. 5 | 19.00 Tickets: 089 32195533, www.metropoltheater.com auch am 10., 11., 18., 19., 31. Juli, 1., 2. August

Mi, 9.7. bis So, 12.7.

MUSIK | MUSIK ZUM ANFASSEN: WIR UND DIE ROBOTER – JETZT

Seit Oktober 2019 haben Schüler*innen der 3. und 4. Jahrgangsstufe der Grundschule an der Stuntzstraße und der Grundschule an der Tumblinger Straße zusammen mit den Komponisten Laura Konjetzky, Mugi Takai, Christoph Reiserer, Tobias Weber, Heinz Friedl und Christian Mattick, den Roboterbauexperten Guida Miranda, Taison und Philipp Kolb und dem Re-

gisseur Martin Philipp erforscht, wie man kreativ in unserer digitalen Welt leben kann und dabei spezifisch menschliche Fähigkeiten erkennt, bewahrt und ausbaut. Die Initiative »Musik zum Anfassen« nahm diese Überlegungen als Ausgangspunkt für das sechsmonatige Projekt, an dessen Ende ein großes Konzert stehen sollte. Aus bekannten Gründen kam alles anders. Von 9. bis 12. Juli wird »Wir und die Roboter – JETZT« als begehbare Installation präsentiert. Im Mittelpunkt stehen die Roboter, die 90 Dritt- und Viertklässler*innen gebaut haben. Die Installation hat einen dramaturgischen Ablauf von ca. 10 Minuten, der sich an den Ideen der Musiktheater-Aufführung, die für die Muffathalle geplant war, orientiert. Die großen Liveaktionen der Schüler werden durch die Übertragung auf Video ersetzt. Die vier Roboter der vier Klassen kommen nacheinander zum Einsatz, bevor ein großes Robotertutti die Vorstellung beendet.

Teamtheater Tankstelle | Am Einlass 2a Fr und Sa 14.00–19.00, So 11.00–18.00 | Eintritt frei www.musikzumanfassen.de

Do, 10.7. bis Fr, 14.8.

AUSSTELLUNG | 5. KLOHÄUSCHEN BIENNALE

Rasso Rottenfusser (Raum), Claudia Pescatore (Kunstvermittlung), Anjali Kalanji (Guter Geist), Mel Castillo (Graphische Unterstützung) und Anja Uhlig (Biennale-Leitung) haben es endlich verstanden, stellvertretend für Tausende von Künstlern in unserer Stadt, nein weltweit: Internationale Großveranstaltungen sind out. »Pass« findet das KLoHäuschen. Es wollte sich in diesem Jahr eh konzentrieren. Auf seine Arbeit, auf seine Gäste – und auf die Eröffnung seiner neuen Kunsthalle. Während Venedig und andere im Moment ihre Biennalen verschieben, will es das KLoHäuschen erst recht wissen: Wo ist die Kunst und die Lebendigkeit? Die Künstlerliste ist hochkarätig, international, lokal und lang. Dafür braucht das KLoHäuschen eine KUNSTHALLE. Platz für >60 Positionen freie Kunst! Mit Judith Egger, Stephanie Felber, Stephanie Müller, Guida Miranda & Christoph Reiserer, Andreas Mitterer, Vincent Mitzev, Heidi Mühlischlegel, Manuela Müller, Toffaha (Rasha Ragab & Christoph Nicolaus), Oliver Westerbarkey u. v. a.

Thalkirchner Straße/Ecke Oberländerstraße jederzeit von außen einsehbar | Kunstvermittlungstermine und weitere Informationen: <http://khbi5.kh-biennale.world>

bis So, 12.7.

AUSSTELLUNG | C.U. FRANK: SOUTH WEST NORTH EAST. LIVING IN A GHOST WORLD

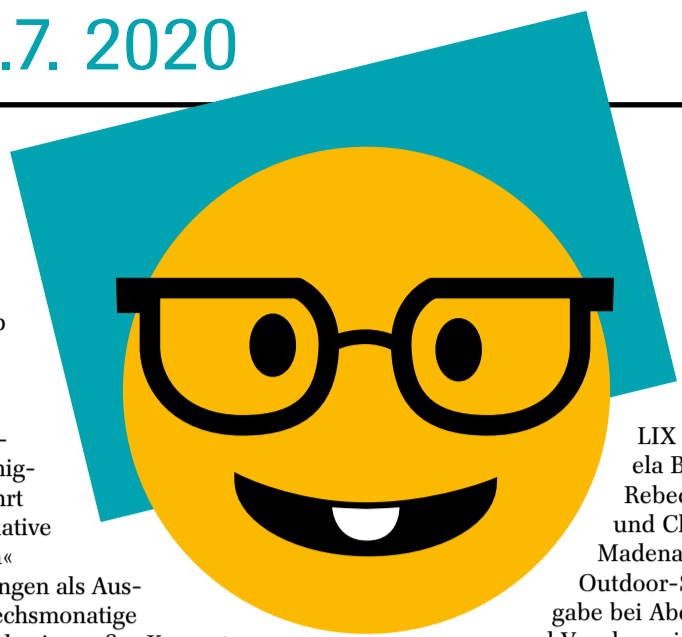
Man sollte wieder mal in die schöne Stadt Landshut fahren! Es muss ja nicht schon wieder die Burg sein. Dafür sollte man den Kunstverein besuchen, der eine ebenso rätselhafte wie makabre Ausstellung präsentiert: Die Düsseldorfer Künstlerin C.U. Frank zeigt in Malerei, Kalligrafie und Installationen die Welt aus ungewohnter Perspektive und thematisiert den visionären Aspekt von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sie malt Tafelbilder und kehrt die Schauseite der Wand zu. Denn: Eine Seite kann nie genügen. Die Rückseiten der Leinwände tragen auf den ersten Blick unlesbare Kritzeleien. Bis der Betrachter Begriffe in Spiegelschrift, Namen von Journalisten, Kameralenten, Fotografen und Bloggern aus allen Teilen der Welt entschlüsselt, die bei der Ausübung ihres Berufs im Jahr 2018 umgekommen sind.

Kunstverein Landshut e.V. | Herrngasse 375, 84028 Landshut | Do–So 14.00–17.00 www.kunstverein-landshut.de

So, 12.7.

FREILUFTLESUNG | LIX OUTDOOR – LITERATUR IM GRÜNEN

LIX ist eine unabhängige Lesereihe für gegenwärtige Texte jeder Couleur. Lyrik trifft hier auf Prosa und Theatertext, auf genre- und medienübergreifende Kunst. LIX präsentiert pro Abend drei Autoren: zwei Münchner Lokalmatadore und einen Gast von Welt. Es wird gelesen, gelauscht und übers Schreiben



gesprächen. Kuratiert und moderiert wird

LIX von Raphaela Bardutzky, Rebecca Faber und Christina Madenach. In der Outdoor-Sonderausgabe bei Abendsonne und Vogelgezwitscher für

100 Teilnehmer lesen Désirée Opela, Dana von Suffrin und Lena Gorelik.

18.00 | Tickets: www.theater-hochx.de Der genaue Treffpunkt wird nach Kartenkauf bekannt gegeben.

Fr, 24. bis So, 26. Juli

THEATER | SILICON DELPHI – REISE INS HERZ DER ZEIT

Vor ziemlich genau einem Jahr zeigte das Raststättentheater »Die Zukunft ist ein Slip, der sich selbst repariert«. Nun hat es seine Performance überarbeitet und präsentiert gewissermaßen einen zweiten Teil. Dabei ist der Blick der Truppe immer auf die Zukunft gerichtet. Sie geht der Katastrophen-Angst nach und befragt die Regeln von (Zwangs-)Gemeinschaften im Spannungsverhältnis zur individuellen Autonomie. Eine bürgerliche Münchner Familie hat wie durch ein Wunder die Apokalypse überlebt und findet sogar einen virtuellen Sandstrand auf der verbrannten Erde. Doch der Urlaub, von dem alle träumen, erweist sich als Gefängnis, in dem die Familienmitglieder von Erinnerungen an die untergegangene Welt heimgesucht werden. Aus der Aufregung am Frühstückstisch – die Welt geht unter und man ist live dabei! – wird ganz schnell Ernüchterung.

HochX | Entenbachstr. 37 | 20.00 | Tickets: 089 90155102 | www.theater-hochx.de

bis Sa, 1.8.

AUSSTELLUNG | »ES GRÜNT«

Das Team der Galerie Handwerk blickt mit der lange vor Corona geplanten Ausstellung »es grünt« voller Hoffnung in die Zukunft. Grün symbolisiert den Optimismus, dass es irgendwie weitergeht, fragt aber zugleich, was sich verändern wird, im Handwerk, dem Kunsthandwerk und der angewandten Kunst, nicht zuletzt, wenn Märkte ausfallen und Verkaufsmöglichkeiten schwinden. Die Ausstellung »es grünt« wurde durch eine Diskussion in der Galerie Handwerk ausgelöst, als eine grüne Kupferschale besprochen wurde und die Frage aufkam: Woher kommt das Grün? Diese Frage vertiefen 50 Gestalter, mit vielen Beispielen aus den Bereichen Glas, Keramik, Schmuck, Metall, Textil und Papier.

Galerie Handwerk | Max-Joseph-Str. 4, Eingang Ottostraße | Di, Mi, Fr 10.00–19.00, Do 10.00–20.00, Sa 10.00–13.00 | www.hwk-muenchen.de/galerie

bis Di, 8.9.

AUSSTELLUNG | MUSIK, KRAWALL UND ANDERE SCHÖNE KÜNSTE

Wenn Kalle Aldis Laar über Musik spricht, gehen Fenster und Türen zu neuen Horizonten auf. Dem Musiker und Schöpfer des »Temporären Klangmuseums« gelingt es immer wieder, je nach Perspektive und Thema, die Wirrnisse der Welt ein wenig verständlicher zu machen. Im Herzen der Stadt, also im Valentinmuseaum, erzählt er die musikalische Münchner (Krawall-)Kultur neu, von der fernsehtauglich domestizierten Stubenmusik und radiokompatiblen deutschen Schlagertum nach dem Zweiten Weltkrieg über die Szenen der 60er bis 90er Jahre bis zur Wiederaneignung eher widerspenstiger volksmusikalischer Traditionen. Die Begegnung mit Weltmusik und die Lust am Überschreiten von Genre Grenzen hat in unserem Großstadtdorf musikalische Evolutionen in Gang gesetzt, die sich sperrig dem Mainstream in den Weg legen. Wie schon das Motto des Münchner Labels Trikont selbstbewusst sagt: »Our own Voice – Unsere eigene Stimme«. Die Ausstellung widmet sich den Inspirationsquellen, zeigt Entwicklungslinien und belegt Einflüsse, die auch in die Zukunft weisen.

Valentin-Karlstadt-Museum | Im Tal 50 Mo–So, 11.01–16.59, Mi geschlossen | Eintritt frei www.valentin-museum.de

Anzeige

UMGIB DICH MIT GUTER KUNST VON GUTEN KÜNSTLERN AUS GUTEN GALERIEN

walter storms galerie